



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

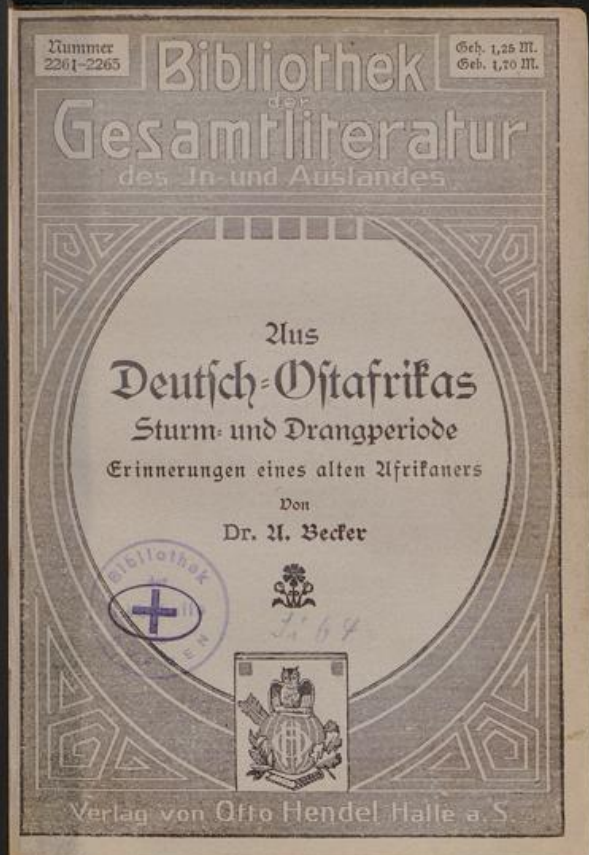
DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Aus Deutsch-Ostafrikas Sturm- und Drangperiode

Becker, Alexander

Halle a.S., [1911]

urn:nbn:de:gbv:46:1-8122



6

Db 3

enthält

eine Tafel von
Anfang und
nach Fritze:

	6	14	28
34		40	52
	60	68	78
84		94	106
	110	126	134
144		150	166

IX c. 6096.



Nummer
2261-2265

Bibliothek

Geb. 1,25 M.
Geb. 1,70 M.

der
Gesamtliteratur
des In- und Auslandes

Aus
Deutsch-Ostafrikas
Sturm- und Drangperiode
Erinnerungen eines alten Afrikaners
Von
Dr. H. Becker



Lib 64



Verlag von Otto Hendel Halle a. S.

Die Verlags-Handlung verfolgt mit der im Jahre 1886 von ihr begründeten „Bibliothek der Gesamt-Literatur“ den Plan, das Beste von dem Guten, das die Literaturen der Kulturvölker aus Vergangenheit und Gegenwart bieten, in schönen und billigen Ausgaben dem deutschen Volke zugänglich zu machen.

Die „Bibliothek“ ist seitdem auf 2214 Nummern angewachsen, und ein Blick auf ihren Inhalt zeigt, daß bei der Auswahl stets das Bestreben maßgebend gewesen ist, die Bibliothek nach und nach zu einer annähernd vollständigen Sammlung einerseits des Wertvollsten, andererseits des für das Gepräge seiner Zeit besonders Bedeutsamen aus dem Schrifttume aller gebildeten Völker auszugestalten.

Der Preis einer Nummer beträgt 25 Pfennig. Jedes Bändchen ist auch in elegantem Leinenband mit Rotschnitt vorrätig; der Einband erhöht den Preis für einen Band um 35 Pfennig, bei stärkeren Bänden um 45 Pfennig. Diese un- gemein wohlfeilen schmucken Bändchen bilden eine ausgezeichnete Geschenk-Auswahl. — Außerdem sind eine Reihe von Werken in hocheleganten Original-Geschenkbanden, meist mit Goldschnitt, vor- rätig. Ein Verzeichnis derselben siehe unten.

⚡ Vollständige Verzeichnisse sind in jeder Buchhandlung vor- rätig, auch sendet solche die Verlags-Handlung von Otto Hendel in Halle a. S. auf Verlangen gratis und portofrei.

In elegantem Geschenkband, mit Goldschnitt, ausgenommen mit † bez. Titel.

† Aho, Junggefellensliebe . 1,75	Brachvogel, Friedem. Bach 2,75	† Dandet, Briefe a. m. Mühle 1,75
† Aicis, Hosen v. Bredow 2,25	† Maria Stuart . . . 1,75	† Defoe, Robinson Crusoe 2,—
† — Der Werwolf . . . 2,50	† BretHarte, Argon.=Gesch. 3,—	Diakens, Weihnachtsgeschichten
† — Der Roland v. Berlin 3,00	† Bulwer, Letzte Tage v. P. 3,—	(Geimchen a. S. — Weihnachts-
† — Der falsche Woldemar 3,50	† — Eugen Aram . . . 3,50	abend — Sylvesterglocken) 2,25
† — Jęgrimm . . . 3,50	† — Menzi 3,75 — Pelham 3,50	Die 3 Erzählgn. in Einzelb. je 1,25
† — Ruhe ist d. e. Bürgerpf. 3,75	† — Nacht und Morgen . 3,—	† — Vidwidier — Ol. Twist je 3,50
† — Tabanis 3,75, Dorothee 3,00	† — Zanoni 3,—	† — Klein Dorrit — Nicholas
Andersen, Bilderbuch o. B. 1,25	Scinaman, Kaiser=Dhm 1,75	Nickleby — David Copper-
— Glückspeter . . . 1,25	† Burg, Die v. Notem Haus 2,—	field — Bleakhaus . je 4,75
† — Sämtliche Märchen . 3,25	† Burns, Lieder u. Balladen 3,50	Proste-Hilshoff, Gedichte . 2,—
† — — — — — — — — — — 2,50	† Bürger, Gedichte . . . 1,75	† Dumas, Die drei Musket. 3,50
† Apelt, Metaphysik . . . 5,—	Busse, Neuere deutsche Dhril 3,—	† — Zwanzig Jahre später 5,—
Ardenholz, 7 jähr. Krieg 2,25	Byron, Poet. Erzählungen 2,25	† — Monte Christo. 2 Bde. 6,50
Arndt, Gedichte. Auswahl 2,—	— Manfred 1,25, Don Juan 3,50	Eberhardt, Hannchen . 1,25
Arnim-Br., Knab. Wunderh. 4,50	— Sämtl. Werke. 3 Bbde. 8,—	Edormanns Gespr. m. Goethe 3,50
Arpad, Zigeunergeschichten 1,25	Byron, Dhrische Gedichte . 1,75	Edendorff, Taugenichts . 1,25
Baehr, N. Buch der Lieder 2,50	† Carlyle, Ueber Gelden zc. 3,—	— Gedichte 1,75
† Barthel, Poet. Hauschatz 5,50	† — Franz. Revolüt. 2 Bde. 5,50	† Emerson, Essays, 3 Teile 3 50
† Bedstein, D. t. F. v. Erfurt 3,50	† — Sartor Resartus . . . 3,—	† — Aus Welt u. Einsamkeit 2,25
† Beecher-St., Tom's Hütte 3,—	Chamisso, Gedichte . . . 1,75	† — Die Lebensführung . 2,25
Beethoven, Briefe 2,—	† Cooper, D. rote Freibeuter 3,—	† Erdmann-Chatr., Gesch. eines
† Bell, Currer, Jane Eyre 1,75	† Cordes, Hilde u. and. Nov. 1,50	Refr. v. 1813. — Waterloo 2,25
Béranger, Lieder 2,—	† Dante, Göttliche Komödie 3,50	Erwte Weisheit 2,50
Bern, Geleithworte f. Leben 2,25	† — Das Neue Leben . . 1,75	† Ferry, Der Waldläufer . 5,75
† Bismarck's Reden. 3 Bde. 9,—	† Darwin, Entsteh. d. Arten 4,—	Fruchtersleben, Diät. d. S. 1,25
† Björnson, Gott's Werke . 2,25	† — Abstamm. d. Menschen 5,—	Fischart, Thzuchtbläslein . 1,25
† Borel, Weish. aus Chf 1 2,25	† — Reise — Gemütsbew. je 3,50	† Flammarion, Gott i. d. Nat. 3,—

Fortsetzung auf Seite 3 dieses Umschlages.

Aus
Deutsch-Ostafrikas
Sturm- und Drangperiode



Aus
Deutsch-Ostafrikas
Sturm- und Drangperiode

Erinnerungen eines alten Afrikaners

Von

Dr. A. Becker

Oberstabsarzt a. D.

Mit dem Bilde des Verfassers und 18 Vollbildern
in Autotypie



H. c. 6096



9927-2024

Otto Hendel Verlag Halle a. S.

1911

Copyright 1911 by Otto Hendel, Halle a. S.

12/283







Der Verfasser.

V o r w o r t.

„Wer beim Abschied von Rom von dem Wasser der Fontana di Trevi trinkt, den zieht die Nymphe allmächtig wieder dahin.“ Den wahren Sinn dieses poesievollen Satzes etwas modelnd behauptete ich mit derselben Bestimmtheit: „Wer einmal unter Palmen gewandelt, der steht Zeit seines Lebens im Bann Afrikas.“ Ich habe das am eigenen Leibe erfahren. Elf Jahre meines Lebens habe ich in unserer schönen Kolonie Ostafrika dahingebracht und an ihrer Entwicklung mitgearbeitet. Freud' und Leid habe ich getreulich im vollen Maße mit der jungen emporstrebenden Kolonie geteilt. Dadurch ist sie mir ans Herz gewachsen. Nicht leicht bin ich von dort geschieden, und gar froh war ich, daß das mich entführende Schiff vor Tagesanbruch den Hafen verließ, als ich noch in tiefstem Schlaf drunten in der Kammer lag. Eine Reihe von Jahren ist seitdem verflossen, aber ungemindert besteht meine Sehnsucht nach den rauschenden Palmen. Besonders mächtig regt sich dieses Gefühl, wenn ich die Berichte lese über die gewaltigen Fortschritte, welche die Entwicklung der Kolonie seitdem gemacht, wie man jetzt im bequemen Eisenbahnabteil im Fluge durch die Steppen eilt, die wir im Schweiße unseres Angesichts zu Fuße, auf engem Negerpfad durch Busch und Sumpf und durchwindend, auf wochenlangen anstrengenden Märschen durchzogen haben, wie eine Plantage nach der anderen entsteht, und sich längs den Eisenbahnlinien Pflanzung an

Pflanzung reiht; wie Salinen angelegt und Bergwerke aufgeschlossen werden, wie der Handel von Jahr zu Jahr weiteren Aufschwung nimmt und die immer größer werdenden Ozeandampfer die ihrer harrende Ladung nicht immer zu fassen vermögen. In solchen Stunden der Sehnsucht greife ich nach meinen schriftlichen Aufzeichnungen, die ich während meiner Afrikazeit unter dem frischen Eindrucke des Selbsterlebten zu Papier gebracht habe, und dann erstehen Bilder vor meiner Seele, die mich erinnern an die interessanteste Zeit meines Lebens. Wovon das Herz voll ist, davon quillt der Mund über. Die folgenden Erzählungen sind Produkte solcher Erinnerungen, Episoden aus meinem afrikanischen Leben. Mögen sie beim Leser mit Wohlwollen aufgenommen werden und einiges Interesse finden.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Des Rebellenführers Buschiri Gefangennahme und Ende	1
Thronwechsel in Sansibar und Audienz beim Sultan. .	23
Ein Erkundungszug gegen die Masitis	47
Das Verlobungsfest einer Sulu-Prinzessin	103
Die Bezwingung des Sultans Meli von Moschi	117
Ein Negerangriff auf die Station Kilwa	161

Des Rebellenführers Buschiri
Gefangennahme und Ende.





Als ich im Oktober 1889 zum erstenmal nach Ostafrika kam, um dort an die Stelle des bei einem Rettungswerk ertrunkenen Chesarztes der Schutztruppe, Dr. Schmelzkopf, zu treten, befand sich unsere junge Kolonie noch in hellem Aufstand, wenn auch der zur Wiederherstellung der Ordnung und zur festen Begründung der deutschen Herrschaft dorthin entsandte Reichskommissar Wissmann bereits die ersten kräftigen Schläge gegen die Rebellen geführt hatte. Das Haupt der Aufständischen war bekanntlich der Halbaraber Buschiri. Am 8. Mai 1889 hatte die junge Schutztruppe unter Beihilfe einer Marineabteilung unweit Bagamoyo das Lager dieses Rebellenführers erstürmt und im Anschluß daran unter mehr oder weniger heftigen Kämpfen die nördlichen Küstenplätze Saadani, Pangani und Tanga wiedergewonnen. Dadurch waren aber doch erst die Stützpunkte geschaffen, von denen aus die weitere Befriedigung des Landes in Angriff genommen werden mußte. Selbst die allernächste Umgebung der in den genannten Ortschaften angelegten Stationen war noch durchaus unsicher. Erst wenige Tage vor meiner Ankunft war z. B. der Stationschef von Pangani, Dr. R. W. Schmidt, angesichts der eigenen Station mit Schüssen begrüßt worden, als er ohne Bedeckung am Meeresstrand einen Spazierritt unternahm, und nur durch den schnellen Lauf seines Pferdes dem ihm ge-

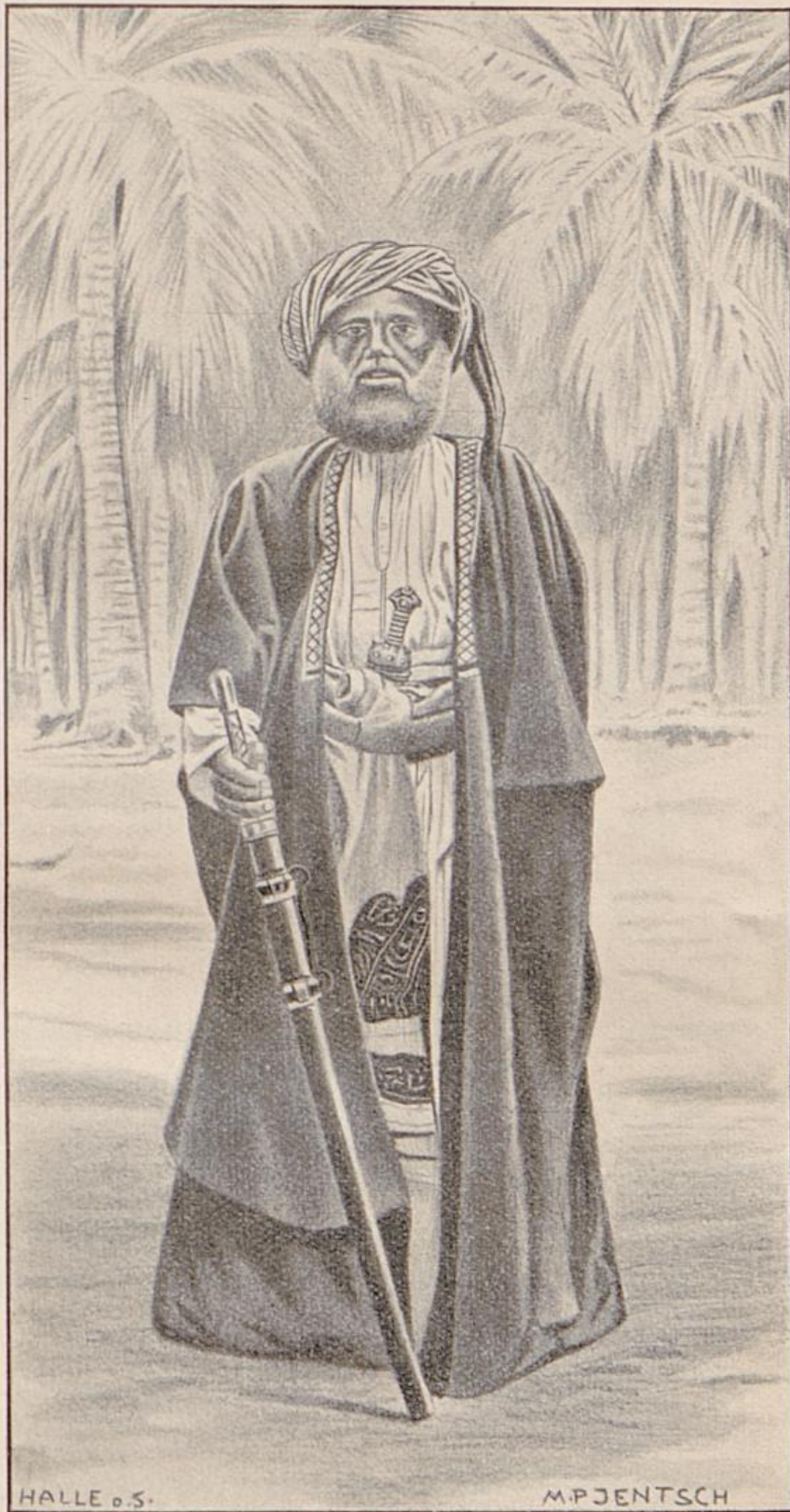
legten Hinterhalt entkommen, und als ich mich bald darauf zum Dienstantritt in Pangani meldete, fand ich sogleich am nächsten Tage Gelegenheit, an einer Expedition gegen Rebellen teilzunehmen, die sich in einem Dorf kaum eine Marschstunde von Pangani entfernt festgesetzt hatten und von dort den Einfluß der Station auf die Bevölkerung beeinträchtigten.

Buschiri selbst war nach der Erstürmung seines Lagers ins Innere ausgewichen, um seine auseinandergesprengten Scharen wieder zu sammeln und um bei den Stämmen des Innern Hilfe zu suchen. Dadurch erwuchs für die im Hinterland der Küste gelegenen französischen und englischen Missionsstationen eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Schon war Mpapua, eine Station der ostafrikanischen Gesellschaft, den Horden Buschiris zum Opfer gefallen, wobei der Stationsbeamte Nielsen ermordet war, und die Unsicherheit auf den Karawanenstraßen wurde eine so große, daß Handelskarawanen kaum noch an die Küste gelangten, ohne beraubt worden zu sein. Um den Beweis zu liefern, daß die deutsche Macht doch auch über die Küstenzone und die Reichweite der Schiffskanonen hinausgehe, hatte sich daher der Reichskommissar Wissmann zu einer Expedition nach Mpapua entschlossen, die er im September und Oktober 1889 durchführte, und bei der er eine starke Macht in Mpapua zurückließ. Buschiri, über alle Bewegungen der Deutschen gut unterrichtet, vermied es geflissentlich, mit der Expedition irgendwie zusammenzustößen, benutzte dafür aber die Gelegenheit, das infolge Abmarsches des Expeditionskorps an Truppen stark geschwächte Bagamoyo zu bedrohen, indem er die wilden Mafitistämme Mahenges zu einem Raubzug nach der Küste veranlaßte und deren Horden gegen Bagamoyo führte. Unter unbeschreiblichen Greueln rückte er

durch die Landschaft Usaramo heran. Verstümmelte Leichen und rauchende Trümmer bezeichneten den Weg, den Buschiri mit seinen Räuberscharen genommen hatte. Da traf er bei Tombo auf Freiherrn von Gravenreuth, der ihm mit der Stationsbesatzung von Bagamoho entgegengerückt war. Es kam zu einem heftigen blutigen Gefecht, in dem die Masitis zum erstenmal die Wirkung neuzeitiger Hinterladergewehre und Granatfeuers kennen lernen mußten, und in dem sie und Buschiri schließlich eine so schwere Niederlage erlitten, daß die Scharen völlig auseinander gesprengt wurden und die Masitis in wilder Flucht in ihre Heimat zurückeilten. Leider gelang es Buschiri selbst auch jetzt wieder, im afrikanischen Busch zu entkommen. Wenn auch gründlich geschlagen und für die allernächste Zeit unfähig zu neuen Vorstößen, blieb er doch auch jetzt noch für die deutsche Herrschaft ein äußerst gefährlicher Gegner. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß er alles daran setzen würde, neue Stämme im Innern gegen die europäischen Eindringlinge aufzuheizen, und daß auch die Küste nicht eher zu Ruhe und Frieden kommen würde, bis er, der allgemein anerkannte Führer des Aufstandes, endgültig beseitigt sein würde. Andererseits stand zu hoffen, daß, so lange er als Flüchtling ohne größere bewaffnete Macht im Innern herumirrte, der eine oder andere Häuptling dafür gewonnen werden könnte, bei seiner Unschädlichmachung mitzuwirken, wenn dafür klingender Lohn in Aussicht gestellt würde. Aus dieser Erwägung heraus erließ der Reichskommissar mit Genehmigung des Reichskanzlers eine Bekanntmachung, in der er auf den Kopf Buschiris einen Preis von 10 000 Rupien (etwa 15 000 Mark) setzte. Mehr oder weniger habgierig ist schließlich jeder Neger, und so führte denn auch der mit der Aussetzung des Preises beschrittene Weg zum Ziel.

Nach dem erwähnten Gefecht von Zombo war es zunächst nicht gelungen, sichere Nachrichten über Buschiris Verbleib zu erhalten. Gerüchte mußten nur zu erzählen, daß er sich nordwärts gewandt habe und daß er sich in der Landschaft Nguru versteckt halte. Ein Streifzug des Freiherrn von Gravenreuth in die dortige Gegend führte diesen auf eine ganz falsche Fährte. Es wurde bereits die Befürchtung laut, es könne dem flüchtigen Rebellen gelungen sein, unter Umgehung von Mpapua nach Tabora durchzukommen, um dort den Widerstand der Araber gegen uns zu organisieren. Da trafen plötzlich gegen Ende des Monats November 1889 von dem Waseguha-Sultan Mohammed Soa Nachrichten bei der Station Pangani ein, daß Buschiri sich in der Landschaft Useguha, etwa vier Tagemärsche weit von Pangani entfernt, festgesetzt habe und mit allem Eifer an einer neuen Boma (Befestigung) baue. Die Zahl seiner Begleiter wurde verschieden angegeben; die eine Meldung sprach von 40, die andere von 100, die dritte von „vielen“ Leuten. Die ganze Gegend, so versicherten die Boten, sei durch Buschiris Erscheinen in die größte Aufregung versetzt, da man einerseits diesen fürchte, andererseits aber, wenn man ihm notgedrungen gefügig und hilfreich sei, die Strafe der deutschen Station erwarten müsse. Aus eigener Kraft den Rebellen festzunehmen, dazu fühle sich Mohammed Soa nicht stark genug; er bitte deshalb, die Deutschen möchten selbst schleunigst herbeikommen, um ihn von dem unerwünschten und gefährlichen Nachbar zu befreien.

Ein glücklicher Zufall fügte es, daß gerade für die allernächste Zeit das vier Kompagnien starke Expeditionskorps der Schutztruppe in Pangani erwartet wurde, das sich auf einer Streife in der Küstenzone auf dem Marsch von Bagamoho nach den Nordstationen befand. Was konnte diesem



Der Rebellenführer Buschiri.

Bibliothek
der
Lesehalle in Bremen

Korps für eine willkommeneren Aufgabe gestellt werden als die war, die seiner auf Grund der eingelaufenen Nachrichten in Bangani harrte.

Am Spätnachmittag des 2. Dezember ließ der Stationschef Dr. R. W. Schmidt das noch durch 60 Stationsaskaris verstärkte Expeditionskorps auf die andere Seite des Flusses übersetzen und den Vormarsch gegen Buschiri beginnen. Dr. Schmidt selbst übernahm die Führung, während ich die Truppe als Arzt begleitete. Leute des Sultans Mohammed Soa dienten uns als Wegweiser. Um überraschend zu erscheinen, wurde mit möglichster Beschleunigung marschiert.

Am 4. Dezember waren wir wieder, wie gewöhnlich, bei Tagesanbruch aus dem Lager aufgebrochen und kamen nach zweistündigem Marsch vor das in einem Buschdickicht versteckt liegende Dorf des Waseguha-Häuptlings Masiro, der den flüchtigen Buschiri mit Lebensmitteln unterstützt und ihm bei der Festsetzung in Useguha behilflich gewesen war. Bei der Annäherung wurde unsere Vorhut mit Schüssen empfangen. Daß bei dem sich entwickelnden kurzen Gefecht das Dorf in Flammen aufging, war die gerechte Strafe für die Parteinahme gegen uns und eine Warnung für alle anderen Häuptlinge der Gegend.

Der nächste Tag führte uns in das Dorf des Sultans Mohammed Soa selbst, der die ersten Nachrichten über Buschiris Austausch in Useguha nach Bangani gesandt und uns zu Hilfe herbeigerufen hatte. In der Zwischenzeit bis zu unserem Eintreffen hatte er weitere Erkundigungen eingezogen. Diefen zufolge mußte Buschiri von dem Abmarsch des Expeditionskorps aus Bangani bereits unterrichtet sein. Er wolle unseren Angriff nicht abwarten, sondern schon vor unserem Eintreffen die Flucht ergreifen. Muenda, die Boma Buschiris, sei noch sieben Stunden weit entfernt.

Db 3

Gile war also geboten, und Chef Dr. Schmidt beschloß deshalb, sofort weiter zu marschieren und zu versuchen, in der kommenden Nacht Buschiri, noch bevor er sein Vorhaben, zu flüchten, ausgeführt hätte, zu überraschen und festzunehmen. Bei der geringen Anzahl von Leuten, die Buschiri angeblich um sich hatte, schien die Mitnahme des ganzen Expeditionskorps nicht nötig zu sein. Dr. Schmidt bestimmte deshalb, daß ihn nur die Sudanesenkompanie unter Chef End sowie ein Zug Suaheliaskaris unter Deckoffizier Illich begleiten, die drei Sulukompagnien aber mit dem Gepäck unter Chef Ramsay am nächsten Tage nachfolgen sollten. Auch die Artillerie glaubte Dr. Schmidt entbehren zu können, da Mohammed Soa ortskundige Führer zu stellen versprach, welche die Truppe auf Schleichwegen durch den Busch in die Boma Buschiris hineinführen könnten. Je beweglicher die zum Überfall bestimmte Abteilung war, um so mehr war ein guter Erfolg zu erwarten.

Nach kurzer Rast marschierte Dr. Schmidt dementsprechend vom Dorfe Mohammed Soas weiter und gelangte spät abends, nachdem längst tiefe Dunkelheit eingetreten war, in die Nähe Muendas. Nichts Verdächtiges war beim Anmarsch bemerkt worden, namentlich auch keine feindlichen Späher. Der Überfall wurde für Mitternacht in Aussicht genommen. Chef End sollte mit seiner Sudanesenkompanie vor dem Haupteingang des Dorfes aufmarschieren, während Dr. Schmidt selbst mit Deckoffizier Illich und den Suaheliaskaris sich durch die Leute Mohammed Soas auf Schleichwegen durch den Busch in das Innere der feindlichen Boma wolle führen lassen. So lange sie nicht bemerkt würden, solle kein Schuß abgegeben werden. In das Dorf gelangt, sollten die Askaris sämtlich möglichst geräuschlos auf die ihnen von den Soa-Leuten zu bezeichnende Hütte Buschiris

zustreben, diese umstellen, Buschiri festnehmen und dann erst das Feuer auf dessen Leute eröffnen. Diese Schüsse sollten gleichzeitig für die vor dem Haupteingang stehende Sudanese-Kompagnie des Chefs End das Zeichen zum Angriff resp. zum Eindringen in das Dorf sein.

Gut entworfen war dieser Plan sicherlich, aber bei der Ausführung klappte doch nicht alles so, wie Chef Schmidt es gehofft hatte, und dem verdankte es Buschiri, daß er nochmals der Festnahme entrinnen konnte. Zunächst ging alles nach Wunsch. Unbemerkt gelangte Dr. Schmidt mit seinen Askaris wirklich in das Dorf hinein. Nirgendwo stand eine Wache oder dergleichen. Die Verteidiger lagen, das Gewehr im Arm, in tiefem Schlaf vor ihren Hütten. Möglichst geräuschlos wandten sich unsere Leute dem Dorfteil zu, in dem die Hütte Buschiris stehen sollte. Da stolpert in der Dunkelheit ein Askari über einen am Boden im Schlaf liegenden Buschiri-Mann. Dieser springt auf, erkennt die Situation, schlägt Lärm und weckt dadurch die übrigen Verteidiger. Ein wüstes Feuergefecht ist im Handumdrehen im Gange, wodurch auch die Kompagnie End zum Vorgehen von außen her veranlaßt wird. Der Ausgang des Gefechts konnte nicht zweifelhaft sein. Buschiris Leute wurden, soweit sie nicht im letzten Augenblick noch entfliehen konnten, niedergemacht.

Buschiri selbst hatte sich am Gefecht gar nicht beteiligt. Gleich bei den ersten Schüssen war er, fast nackt, wie er von seiner Lagerstätte aufgesprungen war, auf einem der zahlreichen Schleichwege in das Dickicht des an seine Hütte anstoßenden Busches entwichen. Nicht mal eine Waffe zu ergreifen hatte er Zeit gefunden. In seiner Hütte fanden unsere Leute sein Schwert, zwei Hinterladergewehre mit Munition, seine Fahne, eine Kassette mit wichtigen Briefen

und so weiter. Auch der Reitesel Buschiris wurde im Dorfe erbeutet.

Der Überfall brachte einem kleinen etwa siebenjährigen Sudanesenjungen die Freiheit. Der Sohn eines unserer Soldaten, war er zusammen mit seinem Vater vor einigen Monaten in Buschiris Gefangenschaft geraten, der den Jungen zum Sklaven gemacht und zu seiner persönlichen Bedienung bestimmt hatte, während er den Vater ohne weiteres hatte töten lassen. Mit Jubel wurde der kleine Kerl von unserer Sudanesenkompanie aus dem Versteck, in das er sich während des Gefechts verkrochen hatte, hervorgezogen, und seine eigene Freude war nicht minder groß, endlich wieder mit seinen Landsleuten vereinigt zu sein.

Buschiris Bande war durch den Überfall vollständig vernichtet resp. auseinander gesprengt. 32 seiner Leute lagen tot in der Boma, darunter viele Araber. Auf unserer Seite hatte ein Suaheli-Askari einen Schuß durch die Hand erlitten. Chef Schmidt bivakirierte während des Restes der Nacht in der genommenen Boma, die am nächsten Morgen durch Feuer vernichtet wurde, und erwartete dann das Eintreffen der Abteilung Ramsay mit der Artillerie und dem Gepäck. Diese hatte nachts bei dem Dorfe Mohammed Soas gelagert und war am Morgen dem vorausgeeilten Expeditionsführer nachgerückt. Unterwegs hatte Chef Ramsay gegen die Leute eines Dorfhäuptlings, der uns von Mohammed Soa als ein Buschirifreund bezeichnet war und für die Betätigung dieser Freundschaft bestraft werden mußte, ein kurzes Gefecht zu bestehen gehabt, wobei zwei Sulusoldaten verwundet wurden. Im Laufe des Nachmittags kam die Abteilung im Lager des Dr. Schmidt an. Beim Troß wurden Briestauben mitgeführt, von denen vier nach der Wiedervereinigung der beiden Abteilungen freigelassen wur-

den und Meldung über den Verlauf der bisherigen Operationen nach Bangani brachten.

Inzwischen waren Späher Mohammed Soas auf die Fährte Buschiris gesetzt worden. Schon nachmittags brachte einer derselben die Nachricht, daß Buschiri auf dem Wege nach dem Dorfe des Häuptlings Manamgato gesehen worden sei. Abends berichteten andere Kundschafter, daß im Dorfe Manamgatos fünf Bagamoyo-Zumben mit ihrem Anhang Zuflucht gefunden hätten, die von Anbeginn zu Buschiri gehalten und sich erst nach dem Gefecht von Tombo von ihm getrennt hatten. Buschiri selbst sei bei Manamgato nicht eingetroffen, dafür sei unter seinen dortigen Freunden das Gerücht verbreitet, daß er bei dem Überfall in der vorigen Nacht gefallen sei.

Am nächsten Morgen marschierte die Expedition auf Grund dieser Nachrichten nach Manamgato ab. Es war doch immerhin möglich, Buschiri dort inmitten seiner alten Freunde zu finden, und wenn dieses nicht, so war doch auch die Aufhebung der Bagamoyo-Zumben schon eine so wichtige Sache für die Befriedigung des Landes, daß sich der Marsch auch lohnen mußte, wenn Buschiris Spur nicht wiedergefunden wurde. Je näher wir dem Dorfe Manamgatos kamen, um so bestimmter lauteten die Nachrichten über Buschiris Tod.

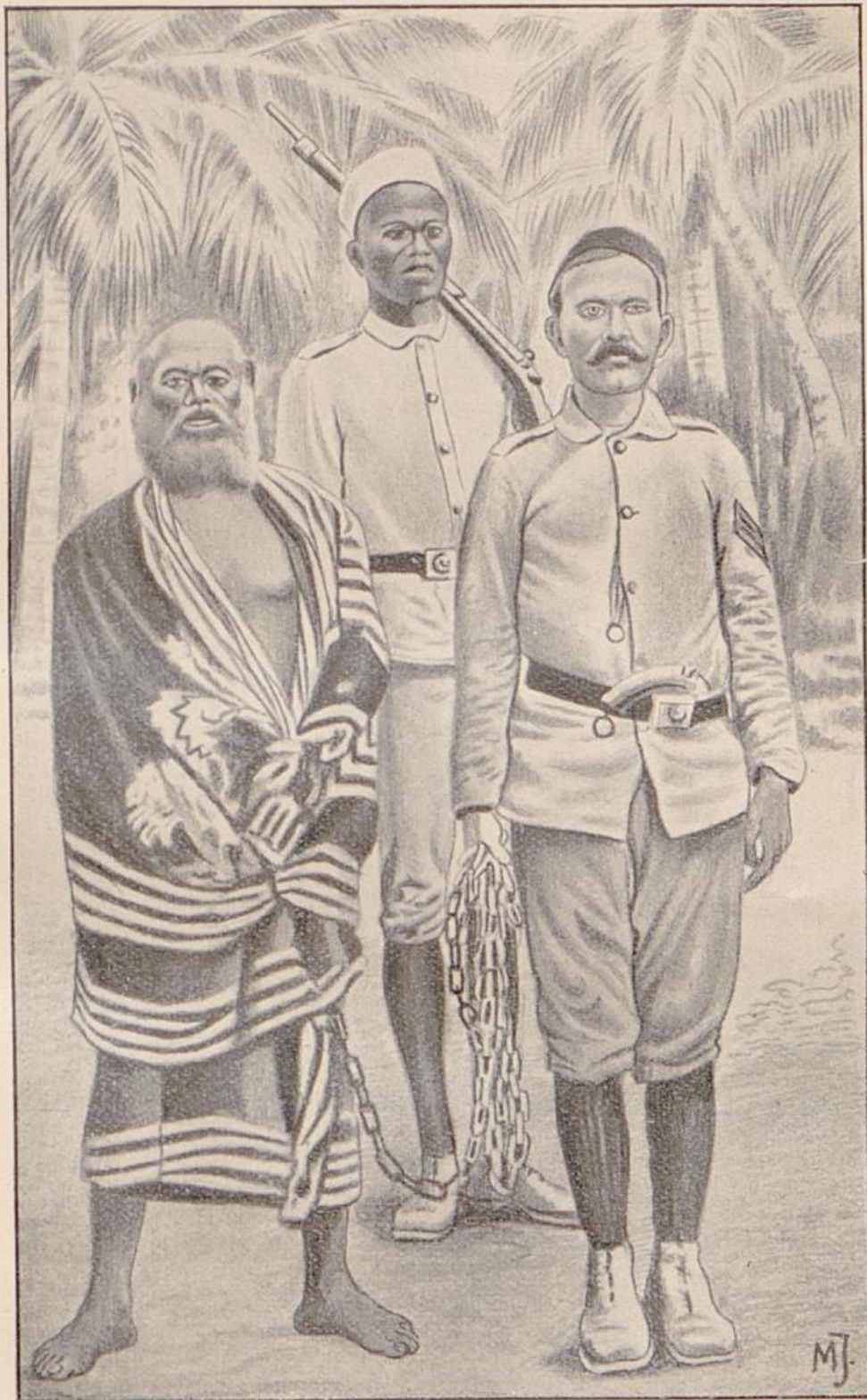
In Manamgato erregte unser plötzliches Erscheinen große Verwunderung. Die Bagamoyo-Zumben Bomboma, Malela und Pori, uns sehr wertvolle Galgenvögel, wurden wirklich angetroffen. Jeder Widerstand mußte ihnen unnütz erscheinen. Sie ergaben sich ohne weiteres auf Gnade und Ungnade mit einem Anhang von 30 Männern und etwa 150 Weibern und Kindern. Auch sie bestätigten die Nachricht von dem Tode Buschiris und erboten sich, uns an die

Leiche heranzuführen. Unter solchen Umständen konnte man an der Richtigkeit der Todesnachricht kaum noch zweifeln. Um aber doch ganz sicher zu gehen, schickte Dr. Schmidt den Deckoffizier Illich mit seinem Askarizug nach Muenda zurück, um sich die Leiche Buschiris zeigen zu lassen.

Am nächsten Morgen kehrte der Zug Illich zurück mit dem Bescheid, daß Buschiri keineswegs gefallen sei, sondern daß eine Verwechslung mit einem Araber vorliege, dessen Leiche als die Buschiris bezeichnet worden sei. Es muß dahingestellt bleiben, ob Manamgato und die Bagamoho-Jumben das Gerücht über Buschiris angeblichen Tod erfunden hatten, um uns von seiner weiteren Verfolgung abziehen, oder ob sie selbst getäuscht worden waren.

Buschiri war also einstweilen für uns verschwunden und über seinen Verbleib mal wieder nichts mehr zu erfahren. Die große Anzahl der Gefangenen, welche infolge der Kapitulation der Bagamoho-Jumben unser Lager füllte, ließ es nicht angängig erscheinen, noch längere Zeit tatenlos in Manamgato liegen zu bleiben. Dr. Schmidt entschloß sich deshalb am Nachmittag des 8. Dezembers, einstweilen nach Bangani zurückzugehen, nachdem nochmals unter Hinweis auf die hohe auf Buschiris Kopf ausgesetzte Prämie dem Mohammed Soa der Auftrag erteilt war, nach Buschiri eifrigst weiter zu suchen und ihn, der jetzt ein einsamer Flüchtling sein müsse, im Betretungsfalle zu ergreifen. Die Bevölkerung in der Umgegend solle möglichst davor gewarnt werden, dem Flüchtling Unterschlupf oder sonstige Hilfe zu gewähren, was als Parteinahme gegen die Deutschen aufgefaßt und dementsprechend bestraft werden würde.

So traten wir also den Rückmarsch nach Bangani an. Die ersten beiden Tage verliefen ohne bemerkenswerte Ereignisse. Die große Anzahl der mitzuführenden Gefangenen,



Buschiri in Ketten.

Bibliothek
der
Lesehalle in Bremen

unter denen sich viele Weiber und Kinder befanden, verboten allzu große Tagesleistungen. Am 10. Dezember, dem dritten Tage unseres Rückmarsches, wurden von dem Häuptling eines Dorfes, bei dem wir das Lager aufschlugen, vier gefesselte Leute ausgeliefert, die in der Nacht des Überfalles in der Boma Buschiris gegen uns gefochten hatten und in dem allgemeinen Wirrwarr des Gefechts entkommen waren. Sie hatten als Flüchtlinge das Dorf des erwähnten Häuptlings betreten, waren als Anhänger Buschiris erkannt und festgenommen worden. Auch diese Gefangenen mußten über Buschiris Verbleib nichts auszusagen, was um so erklärlicher war, da sie mit ihrer eigenen Rettung genug zu tun gehabt hatten.

Am Abend desselben Tages trafen ganz unerwartet Leute mit erfreulicher Botschaft bei uns ein. Es waren Eilboten des Häuptlings Magaha, dessen Dorf an der Grenze der Landschaften Useguha und Nguru liegt, die von ihrem Häuptling uns nachgesandt waren mit der Meldung, daß Buschiri in ihrem Dorfe gefangen worden sei. Vom Hunger getrieben, habe er nachts das Dorf allein betreten und um Aufnahme gebeten, sei aber von ihrem Häuptling, der ein Freund der Deutschen sei, ergriffen und gefesselt worden. Wir wurden gebeten, den Gefangenen schnellstens abzuholen, da Magaha doch fürchte, daß Parteigänger Buschiris sein Dorf angreifen und Buschiri befreien könnten.

Der Marsch gerade dieses Tages war recht anstrengend gewesen, eine so erfreuliche Nachricht aber verscheuchte jedes Gefühl von Müdigkeit sowohl bei den Europäern wie bei den farbigen Soldaten. Noch am selbigen Abend brach Dr. Schmidt, begleitet von Leutnant Johannes und Deckoffizier Illich sowie hundert farbigen Soldaten nach Quamforo, dem Dorfe des Häuptlings Magaha, auf. Der Haupt-

trupp des Expeditionskorps erhielt Befehl, mit den Gefangenen und Verwundeten den Marsch nach Bangani in kleinen Stappen fortzusetzen und in der Nähe Banganis, in der Pflanzung des Arabers Sef ben Said die Rückkehr Dr. Schmidts abzuwarten.

Nach zwanzigstündigem ohne größere Ruhepausen durchgeführten Gewaltmarsch kam Dr. Schmidt am 11. Dezember in Quamkoro an. Der Häuptling Magaya kam ihm bereits vor dem Dorfe entgegen und führte ihn nach der Hütte, in der Buschiri gefangen lag. Dort fanden ihn die deutschen Offiziere, nur mit einem Lendentuch bekleidet, wie er in der Nacht des Überfalles in den Busch entschlüpft war; an Händen und Füßen war er mit schweren Ketten gefesselt und sein Hals war in eine Sklavengabel eingezwängt. Die herbeikommenden Suaheliaskaris erkannten ihn sofort, und auf die Frage Dr. Schmidts bestätigte er selbst, daß er der gesuchte Buschiri sei. Er gab seiner Verwunderung Ausdruck über die Schnelligkeit, mit der die Expedition Dr. Schmidts in Useguha erschienen sei. Zwar habe er ihren Abmarsch aus Bangani erfahren, aber der Überfall in der Nacht vom 5. auf den 6. Dezember sei ihm ganz überraschend gekommen, da er die Truppe noch weit entfernt geglaubt habe.

Am 12. Dezember trat Dr. Schmidt mit seinem Gefangenen den Rückmarsch an. Buschiri war zu großen Fußmärschen nicht fähig, da er an Elephantiasis der Unterschenkel litt. Es mußte ihm ein Reitesel gestellt werden. Rechts und links von ihm schritten Soldaten mit geladenem Gewehr, während der farbige Polizeioffizier Miram Effendi das Ende der Kette, an der Buschiri gefesselt war, in der Hand trug. Die Nächte mußte er bei der Lagerwache zubringen, bei der sich der größeren Sicherheit wegen stets ein Europäer befand.

Am Vormittag des 14. Dezembers vereinigte sich Dr. Schmidt in der Pflanzung Sef ben Saids wieder mit dem Haupttrupp, und nachmittags zog das Expeditions-
corps mit dem gefangenen Rebellenführer in Bangani ein. Mit welchen Gefühlen mag Buschiri den ihm wohlbekannten Ort betreten haben, in dessen nächster Nähe er vordem seinen Landsitz gehabt hatte, und wo der Araberaufstand seinen Anfang genommen, zu dessen obersten Führer Buschiri sich zu machen gewußt hatte! Jetzt war die Stadt in den Händen seiner verhaßten Feinde, ein starkes Fort hielt seine Kanonen auf den Ort gerichtet, die Einwohner, Araber sowohl wie Eingeborene, die vordem zu seiner Fahne gestanden, hatten sich der deutschen Herrschaft gefügt, ein Araber stand sogar im Dienst des Reichskommissars als Orts-
schulze, und er selbst, Buschiri, vor wenigen Monaten noch der mächtigste Mann an der Festlandsküste, jetzt ein elender Gefangener, der mit Furcht und Zagen das Los erwartete, das über ihn geworfen werden würde.

Durch Geilboten von Buschiris Gefangennahme benachrichtigt, war der Reichskommissar Wissmann von Sansibar nach Bangani herübergekommen. Im Verhör enthüllte Buschiri rückhaltlos alle Einzelheiten der Organisation des Aufstandes. Dabei ergab sich, daß der Sultan von Sansibar zum mindesten eine sehr zweideutige Rolle gespielt hatte. Buschiri behauptete, daß ihm der Sultan versprochen habe, ihn zu seinem Statthalter der gesamten Festlandsküste zu machen, wenn er die Deutschen zuvor aus dem Lande hinausgeworfen haben würde. Schriftliche Beweise für diese Behauptungen fanden sich unter den erbeuteten Papieren Buschiris allerdings nicht. Das ist aber kein Beweis für die Unrichtigkeit der Aussagen Buschiris. Ihn später vielleicht einmal bloßstellende Schriftstücke aus der Hand zu

geben, dafür war der Sultan von Sansibar viel zu klug. Die Bangani-Araber, die die Herrschaft der Deutschen bereits anerkannt hatten, schienen in Buschiris Augen gerade nicht als Edelleute dazustehen: „Wir haben alle bei Beginn des Aufstandes auf den Koran geschworen, nicht eher zu ruhen, bis die Deutschen vertrieben seien. Alle anderen sind eidbrüchig geworden, ich allein bin meinem Schwur bis heute treu geblieben.“ Und doch schien auch ihm jetzt, wo er sich in der Gewalt der Deutschen befand, sein Schwur die bindende Kraft verloren zu haben. Er ließ durchblicken, daß er, sofern ihm Gnade erwiesen würde, nicht abgeneigt sei, in der deutschen Schutztruppe Dienste zu nehmen. Wie er bisher tapfer gegen die Deutschen gekämpft, so würde er hinfort für dieselben kämpfen. Sehr peinlich war es ihm, als ihm all die Grausamkeiten vorgehalten wurden, deren er sich während des Aufstandes gegen Gefangene und gegen die wehrlose Bevölkerung hatte zuschulden kommen lassen, und als er verantwortlich gemacht wurde für die Greuel, welche die von ihm herbeigerufenen räuberischen Masiti-horden im Lande verübt hatten.

Als ihm am nächsten Morgen bekannt gemacht wurde, daß er zum Tode verurteilt sei, und daß das Urteil noch am selbigen Tage vollstreckt werden würde, nahm er diese Mitteilung anfangs mit der dem Orientalen eigenen Fassung entgegen. Die Hinrichtung fand nachmittags in Gegenwart des ganzen Expeditionskorps und der Stationsbesatzung sowie der eingeborenen und arabischen Bevölkerung Banganis statt. Konnte man bis dahin noch ein Gefühl von Sympathie für den Verurteilten haben, so ging dies vollständig verloren, als er angesichts des Galgens, um sein Leben vielleicht noch zu retten, plötzlich alle Schuld für die während des Aufstandes vorgekommenen Greuel von sich

auf seine Anhänger abzuwälzen versuchte und namentlich seinen quasi Generalstabsoffizier, den Comorensen Jehafi, für das Herbeiholen der Mafitis verantwortlich machen wollte. Selbstverständlich vermochte er damit das über ihn verhängte Schicksal nicht zu wenden. Der Verrat seiner Freunde war die letzte Tat seines Lebens. Die Leiche des gerichteten Rebellen blieb zum abschreckenden Beispiel bis nach Sonnenuntergang am Galgen hängen. Dann wurde sie den Arabern Panganis auf deren Bitte zur Bestattung ausgeliefert.

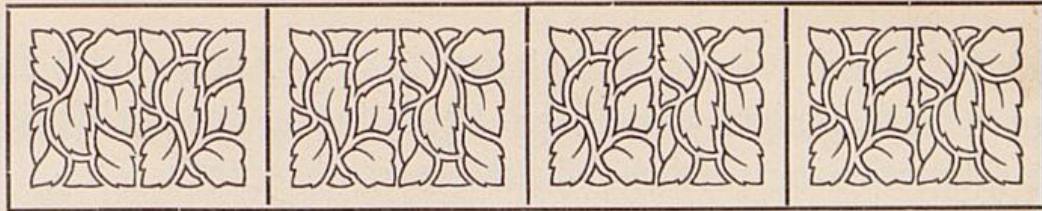
Mit Buschiris Tod war der Widerstand der Araber gegen die deutsche Herrschaft gebrochen. Banaheri, gegen den in der nächsten Zeit noch schwere Kämpfe zu führen waren, hatte sich die durch die Araber und speziell durch Buschiri verursachten Unruhen zwar insofern zunutze gemacht, daß er auch selbst gleichzeitig gegen die Deutschen loszuschlug, er war aber Vollblutneger, der lediglich seine eigenen Interessen im Auge hatte und der während des ganzen Aufstandes stets nur lose Verbindung mit den Arabern gehabt hatte. Im Süden unserer Kolonie, wo wieder nur Araber den Ausschlag gaben, hatte Major Wissmann, als er im April 1890 zur Wiederbesetzung der wichtigsten Küstenplätze schritt, verhältnismäßig leichtes Spiel. Der arabische Widerstand dortselbst fiel im Vergleich zu dem, den Buschiri der Schutztruppe geleistet, kaum ins Gewicht. Buschiri war die Triebfeder zum Aufstand gewesen, der Führer, um den sich das arabische Element gesammelt hatte, der ihnen als Held vorangeschritten. Sein Ende erschien ihnen als das ihnen von Allah gesandte Kismet. Nach seinem Tod fand sich keiner, der die ihm entfallene arabische Fahne wieder aufhob.



Thronwechsel in Sansibar und
Audienz beim Sultan.



Einige Notizen zu den
Arbeiten von ...



Während der Bekämpfung des großen Araberaufstandes 1889/90 hatte der deutsche Reichskommissar Wissmann mit Genehmigung des Sultans sein Hauptquartier auf der Insel Sansibar, von wo er die Operationen gegen die Rebellen an der Festlandsküste leitete. Ich befand mich in seinem Stabe als Chefarzt. Meine Wohnung lag im oberen Stockwerk des in einem Araberhause eingerichteten „Wissmann-Lazarett“.

Es war am Spätnachmittag des 12. Februar 1890. Die Sonne, die den ganzen Tag über ihre senkrechten Strahlen über die Häusermassen ergossen und die ganze gegen 80 000 Einwohner beherbergende Stadt Sansibar mit schwüler Backofenhitze angefüllt hatte, neigte sich dem Untergang zu. Die Dienstgeschäfte waren erledigt. Herzlich froh, daß des Tages Last und Hitze vorüber sei, hatte ich das flache Dach des Hauses aufgesucht, um mich dort unter dem schattigen Matutidach im Bombay-Liegestuhl einem dolce far niente hinzugeben und in der frischen Meeresbrise Erquickung und Kraft zu neuer Tätigkeit zu suchen. Es war ein herrliches Plätzchen, dieses flache Dach. Nach links wurde das Gesichtsfeld begrenzt durch das imposante Gebäude des deutschen Konsulats, in dessen bis an den Meeresstrand sich hinziehendem Garten sich stolz der Mast mit der deutschen Reichsflagge erhob, und nach rechts fand das Bild seinen

Abschluß durch die Gebäulichkeiten des Sultanspalastes mit dem davorstehenden viereckigen Leuchtturm, der gleichzeitig als Signalstation für die sich der Insel nähernden Seeschiffe diente. Innerhalb dieses Rahmens schweifte der Blick ungehindert frei hinaus in die Ferne über den Hafen auf den vierzig Seemeilen breiten Meeresarm, der die Insel Sansibar von der deutschen Festlandsküste trennt. Als einzige Landmarke grüßte von drüben die Silhouette des zweigipfligen Genda-Genda herüber. Der Hafen von Sansibar zeigte auch an dem genannten Spätnachmittag das gewohnte Aussehen. Wie zumeist, so beherbergte er auch heute zwei deutsche, drei englische und ein französisches Kriegsschiff, die zum Schutze der Handelsinteressen ihrer Nationen an der ostafrikanischen Küste stationiert waren und, sofern sie sich nicht auf ihren Kreuzfahrten in See befanden, vor Sansibar zu anker pflegten. Mehrere große Handelsdampfer und eine nach Hunderten zählende Flottille von kleinen arabischen Segelfahrzeugen (Dhaus) zeugten davon, daß in der Tat die zu schützenden Handelsinteressen nicht unbeträchtlich waren. Auf der Signalstation vor dem Sultanspalast wehte die englische Kriegsflagge zum Zeichen dafür, daß sich ein englisches Kriegsschiff dem Hafen näherte. Die englischen Marinestreitkräfte schienen Verstärkung zu erhalten. Nicht allzu selten hatte ich es schon gesehen, daß sich zu den drei englischen Stationschiffen vorübergehend ein viertes gesellte. Englands Seeinteressen sind so vielfach über den Erdball verbreitet und seine Kriegsmarine ist deshalb so beweglich, daß in den größeren Häfen ein ununterbrochenes Kommen und Gehen seiner Kreuzer stattfindet. Immerhin mußte es an dem genannten Tage meine Aufmerksamkeit erregen, als statt des einen erwarteten Schiffes ein ganzes Geschwader von fünf Kreuzern in den Hafen einlief und dortselbst vor

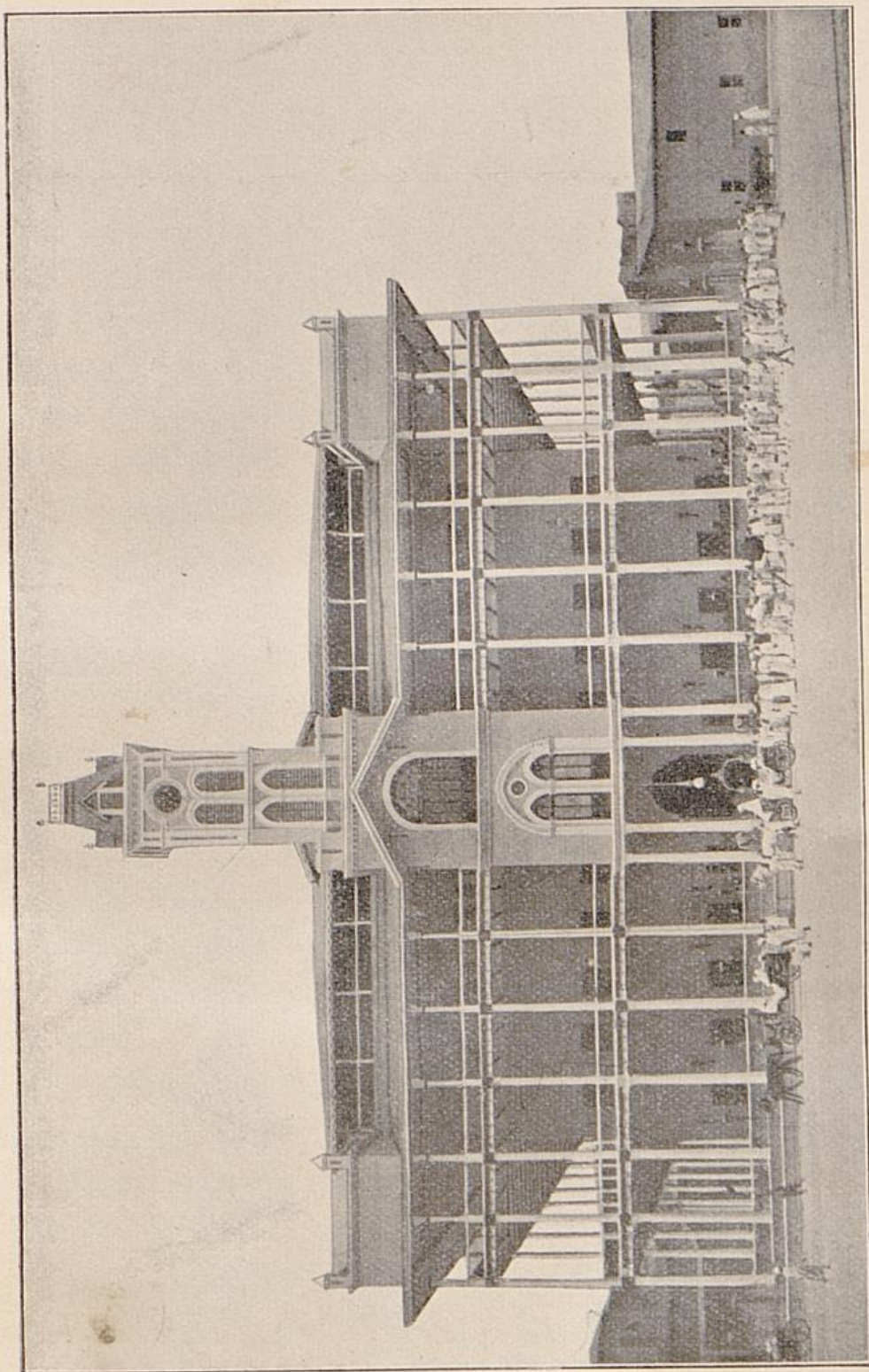
Anker ging. Hierdurch war die englische vor Sansibar liegende Streitmacht zurzeit auf acht Kriegsschiffe angewachsen. Diese ganz auffällige Erscheinung war geeignet, besonders uns Wissmann-Leute mit Argwohn zu erfüllen. Die glänzenden Erfolge, die der Reichskommissar Wissmann in der Bekämpfung der Küstenrebellien gehabt, hatten das deutsche Ansehen in Sansibar in ungeahnter Weise gehoben, so daß die Engländer uns schon lange nicht mehr als unbequeme, sondern als höchst gefährliche Nebenbuhler betrachteten. In den letzten Tagen hatte sich unter den Deutschen Sansibars das Gerücht verbreitet, daß der regierende Sultan Said Chalifa neuerdings dem Reichskommissar Wissmann auch für die Verwaltung der Insel Sansibar weitgehende Zugeständnisse gemacht habe, und es war anzunehmen, daß die Fama davon auch im englischen Lager erzählt haben würde. Ob das irgendwie begründet war oder nicht, entzieht sich meiner Kenntnis, man kann sich aber vorstellen, daß das Erscheinen des englischen Geschwaders vor Sansibar in deutschen sowohl wie in englischen Kreisen damit in Verbindung gebracht wurde. Mag dem nun sein wie ihm wolle, jedenfalls war die englische Streitmacht zu einer sehr gelegenen Zeit erheblich verstärkt worden.

Während beim Eintreffen der englischen Schiffe noch tiefster Friede über Sansibar ruhte, wurde die Lage dortselbst am nächsten Tage höchst kritisch. Das Sultanat hatte einen Thronwechsel. Ein solcher ist in orientalischen Staaten nicht selten die Veranlassung zu umfangreichen Unruhen. Nach mohammedanischem Recht ist die Erbfolge derart, daß auf den älteren der nächstjüngere Bruder folgt und dem wieder der zweitjüngere und so fort, bis die ganze Reihe der Brüder ausgestorben ist, und erst dann folgt der älteste Sohn des ältesten Bruders. Brüderliche Zuneigung ist im

Orient nur selten zu finden, stammen doch die Brüder nicht selten von verschiedenen Müttern ab und fehlt ihnen zudem auch meistens noch die gemeinschaftliche Erziehung. Diese mohammedanische Erbfolge bedingt daher einen meist wohlbegründeten mißtrauischen Haß des Regierenden gegen seinen nächstjüngeren Bruder. Zumeist sucht er den Thronfolger in größtmöglicher Nichtigkeit und Einsamkeit hinzuhalten und nicht selten ihm ganz sein Anrecht auf die Thronfolge zu rauben, indem er schon zu Lebzeiten für einen seiner Söhne eine Partei zu gewinnen sucht. Ständige Verschwörungen und Rabalen sind die natürliche Folge davon, und eine Thronerledigung ist nicht selten das Signal zu blutigen Zusammenstößen der verschiedenen Parteien. Auch bei der in Sansibar regierenden Dynastie Abu Said sind Gift und Brudermord, Rebellion und Bürgerkrieg nur allzu bekannte Begriffe, und somit mußte der 13. Februar 1890 als ein kritischer Tag erster Ordnung angesehen werden.

Am Morgen dieses Tages fuhr der regierende Sultan Said Chalifa im besten Wohlbefinden aus seinem Stadtpalast nach dem etwa eine Stunde Weges südlich der Stadt an der Meeresküste gelegenen Landsitz Tschufuani und be-
lustigte sich dortselbst am Strand mit der Jagd auf Wasservögel. Nach dem Mittagsmahl, bei dem er von den erlegten und von seinem Leibkoch zubereiteten Schnepfen gespeist, erkrankte er plötzlich an heftigen Leibschmerzen und unstillbarem Erbrechen und starb innerhalb weniger Stunden. Was war geschehen? Hatte der Sultan, wie der offizielle Bericht befundete, einen Sonnenstich erlitten? Lag eine Vergiftung vor? Die Fragen sind nicht zu beantworten.

Die Nachricht von dem plötzlichen Tod des Sultans rief in der Stadt große Aufregung hervor. Kam es zu Aufläufen, so war die Gefahr für die Europäer nicht gering,



Der Audienzpalast des Sultans von Sanfibar.



Der Audienzpalast des Sultans von Sanjibar.

Bibliothek
der
Lesehalle in Bremen

denn wenn sich auch die eingeseffenen Parteien bekämpfen und befehden, in einem Punkt sind sie einig, im Haß gegen die Europäer und gegen die Christen. Seitens der Konsulate wurden entsprechende Maßregeln getroffen. Den Mitgliedern der deutschen Kolonie wurden für den Fall von Unruhen das deutsche Konsulat und das „Wissmannhaus“ als Sammel- resp. Zufluchtsorte bekanntgegeben. So lange ich in Sansibar gelebt, bin ich sonst niemals bewaffnet ausgegangen; in den Tagen des Thronwechsels trug ich ebenso wie die übrigen Europäer unter dem Rock verborgen den geladenen Revolver. Während der Nacht beleuchteten die im Hafen liegenden europäischen Kriegsschiffe, deren Zahl dank der erwähnten Verstärkung des englischen Geschwaders auf elf angewachsen war, unaufhörlich mit ihren elektrischen Scheinwerfern die am Strand gelegenen Stadtteile und besonders die Europäerquartiere. Kurz, es wurden alle Vorkehrungen getroffen, um einer Volksbewegung gegen die Europäer die Spitze zu bieten. Wohl noch nie hatte bei einem Thronwechsel in Sansibar eine so gewaltige Kriegsmacht zum Schutz der Europäer vor der Stadt geankert, und das konnte die günstige Wirkung auf die Parteien der arabischen und schwarzen Bevölkerung nicht verfehlen. Alles blieb ruhig.

Die Leiche des verstorbenen Herrschers wurde, ich will nicht sagen bei Nacht und Nebel, aber doch ganz im stillen, ohne Sang und Klang bestattet. Über die Zeit und den Ort dieser Beisetzung haben wir Europäer nichts Näheres erfahren. Said Chalifa war tot; was brauchte es da weiterer Umstände! Mit Said Chalifa waren auch die Zusagen, die er, wie wir vermuteten, dem Reichskommissar Wissmann für die Deutschen gemacht hatte, in das Grab gelegt; sein Nachfolger Said Ali war ein Engländerfreund und als

vijer!

solcher natürlich nicht geneigt, die der Vertragsform noch entbehrenden Zusicherungen seines Vorgängers zu bestätigen.

Der fünfte Tag nach Said Chalifas' Tode brachte die Huldigung für den inzwischen von den Mächten anerkannten neuen Sultan. Kurz vor acht Uhr marschierte das Sultansmilitär mit Musik durch die Stadt nach dem Palast. Pünktlich um acht Uhr stieg dort unter dem Salut der versammelten Truppen und unter den Klängen der Sultanshymne die rote Sultansflagge am Mast empor, der in den letzten Tagen ohne dieses Hoheitszeichen dagestanden, und gleichzeitig wurden auch auf den Konsulatsgebäuden der europäischen Mächte und auf den im Hafen ankernden Kriegs- und Handelsschiffen die Nationalflaggen hochgehißt, die aus Rücksichten der Höflichkeit während der Trauertage nur halbstocksgeweht hatten. Um zehn Uhr folgte der offizielle Empfang der Konsulatsvertreter und der Offizierkorps der Kriegsschiffe durch den neuen Sultan Said Ali, um die Glückwünsche der Mächte zum Regierungsantritt entgegenzunehmen.

Reichskommissar Wissmann hatte sich am Tage zuvor in unaufschiebbaren Dienstgeschäften an die deutsche Festlandsküste begeben und mußte deshalb bei dem offiziellen Gratulationsempfang fehlen. Der Sultan mußte sich mit dem ihm durch Vermittlung des deutschen Generalkonsuls zugestellten Versprechen eines nach der Rückkehr von der Küste beabsichtigten Besuchs des Reichskommissars einstweilen zufrieden geben. Ein gewisses weltmännisches Benehmen und politische Klugheit ist auch dem von Europas übertünchter Höflichkeit noch unberührt gebliebenen Araber nicht abzusprechen. Der Sultan zeigte volles Verständnis für Wissmanns Entschuldigungsgründe und gab seiner Freude Ausdruck, den Reichskommissar wenigstens später in einer besonderen Audienz empfangen zu dürfen.

Als bald nach Wissmanns Rückkehr von der Küste fand diese Audienz statt. Der Reichskommissar stand im Rang den in Sansibar beglaubigten Generalkonsuln der Mächte gleich, so daß auch für diesen Besuch das ganze bei Konsulatsempfängen übliche Zeremoniell in Anwendung kommen mußte. Diesem Zeremoniell entspricht es, daß der zur Audienz Zugelassene mit möglichst großem Gefolge erscheint. Die Konsularvertreter der Mächte pflegen sich deshalb möglichst von allen in Sansibar wohnenden Mitgliedern ihrer Nation begleiten zu lassen, Reichskommissar Wissmann bot zu seiner Begleitung seinen ganzen Stab auf.

Zu diesem Zweck versammelten wir uns an dem für die Audienz festgesetzten Vormittag um halb zehn Uhr im „Wissmannhaus“. Wissmann hatte die Paradeuniform des zweiten Garderegiments angelegt; an der Seite trug er den ihm vom verstorbenen Sultan verliehenen Ehrensäbel, die Brust schmückte außer den zahlreichen deutschen Orden das breite rote Band des strahlenden Sterns von Sansibar. Eine zweckmäßige Bekleidung ist die preussische Armeeuniform nun für die Tropenhitze gerade nicht, aber wie überall, so muß selbst in Sansibar der Mensch unter dem Zwang der Etikette leiden. Da hatten wir Begleiter Wissmanns es an diesem Morgen besser wie unser Kommandeur, insofern unsere Gala-Schutztruppenuniform dem Tropenklima entsprechend aus leichtem weißen Baumwollstoff bestand. Sobald wir im Wissmannhaus um den Reichskommissar versammelt waren, erschien ein Abgesandter des Sultans, um uns zur Audienz abzuholen.

Der Sultanspalast ist ein umfangreicher unmittelbar am Meeresufer gelegener Gebäudekomplex, der den eigentlichen Kern der Stadt Sansibar bildet, an den sich alles andere anschließt. Er besteht eigentlich aus drei verschiedenen Ge-

bäuden, die durch überdeckte Gänge miteinander verbunden sind, dem Harem mit seinen stets geschlossenen grünen Fensterläden, nach denen der vorübergehende Europäer nur verstohlen mal einen Blick hinwirft, der damals gegen 80 bis 100 Frauen des Sultans mit ihrer zahlreichen farbigen Dienerschaft beherbergte, dem alten, dem Sultan wohl eigentlich zum Wohnen dienenden und endlich dem neuen Palast, der vom Sultan Said Bargasch dicht neben dem alten aufgeführt wurde und der hauptsächlich für Staatsempfang und sonstige Repräsentationszwecke bestimmt ist. Die beiden erstgenannten Gebäude interessieren uns hier weniger. Der neue Palast, in den wir zur Audienz geleitet wurden, ist ein dreigeschossiger, für Sansibarverhältnisse imposanter Bau mit rings um die Stockwerke herumlaufenden offenen Galerien, die auf mächtigen gußeisernen Säulen ruhen, und mit einem schön geschnitzten indischen Eingangsportale. Die Gebäulichkeiten sind um einen kleinen freien rechteckigen Platz so herumgruppiert, daß der Harem die eine Schmalseite des Rechtecks einnimmt, der alte und neue Palast weiter zurückliegend mit ihren Fronten die eine Längsseite desselben begrenzen und die gegenüberliegende Längsseite vom offenen Meeresstrand gebildet wird, so daß man von den Veranden des Palastes aus über den Platz weg auf das freie Meer hinaus sieht. Die vierte Seite des Platzes wird begrenzt durch den schon oben erwähnten Leucht- und Signalturm von Sansibar. Seitwärts auf dem Platze steht eine aus sechs Kruppschen Geschützen bestehende Salubatterie, die dem Sultan Said Bargasch von Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser geschenkt worden ist. Auf dem Platze erhebt sich auch der mächtige Flaggenmast, an dem die blutrote Landes- bez. Sultansflagge täglich um acht Uhr vormittags gehißt und um sechs Uhr abends niedergeholt wird.



Sultan Said Ali von Sansibar.

3*

Bibliothek
der
Lesehalle in Bremen

Zu diesen Flaggenparaden erscheint jedesmal die gesamte reguläre Streitmacht des Sultans, so daß man den Platz vor dem Palast auch den „Paradeplatz“ Sansibars nennen könnte.

Zu unseren Ehren fanden wir hier die Truppen in Parade aufgebaut. Zunächst hatten wir bei unserem Eintreffen die Reihen der Irregulären zu durchschreiten. Es waren meistens Beludschan, die mit Speeren oder krummen Schwertern, zum Teil auch mit den bekannten langläufigen silberbeschlagenen Araberflinten bewaffnet waren. Auf ihr Äußeres legen diese Burschen augenscheinlich wenig Wert, und so machen sie in ihren nicht selten zerlumpten schmutzigen braungelben oder ehemals weißen hemdartigen Gewändern und mit ihren entweder turbanartig um den Kopf oder gürtelartig um die Hüften gelegten schalartigen Tüchern den Eindruck recht wilder Gesellen. In ihren Kampfspiele pflegen sie die Waffen schwingend den Gegner in grotesker Weise zu umspringen, wodurch sie den Spitznamen „viroboto“, d. h. „Flöhe“, bekommen haben. Auf uns machte ihr wildes Aussehen wenig Eindruck. Wir hatten solchen Helden im Kampfe gegen die Rebellen Buschiris an der deutschen Festlandsküste schon öfter gegenübergestanden und dabei die Erfahrung gemacht, daß nicht allein das grimmige Aussehen den Krieger macht.

Nachdem wir die Reihen der Irregulären durchschritten, trafen wir auf den rechten Flügel der regulären Sultans-truppe, welche direkt dem Palastportal gegenüber unter ihrem General Matthews aufgestellt war. Diese Regulären sind im Gegensatz zu den „viroboto“ zweifellos Soldaten. Die Stärke dieser aus Negern bestehenden Truppe betrug damals etwa 1000 Mann. Als Uniform trugen die Leute Röcke und Beinkleider aus weißem Baumwollstoff, eine rote,

gelbgeränderte kleine Mütze, ähnlich dem Zerevis der deutschen Studenten, und endlich Stiefel aus naturfarbenem Leder. Als Waffen führten sie englische Snidergewehre und die zugehörigen Seitengewehre an naturfarbenem Leibriemen. Die Offiziere waren zumeist Neger von den benachbarten Comoren-Inseln, die bezüglich ihrer Kultur vielleicht etwas über dem Sansibarneger stehen. Die Röcke der Offiziere waren mit weißen Husarenschnüren und Litzen verziert und über die Brust zog sich als Abzeichen der Würde von der rechten Schulter zur linken Hüfte eine rote Schärpe. Als Waffe führten die Offiziere einen Kavalleriesäbel in Metallscheide. Vor der Front der Truppe standen zu beiden Seiten, flankiert von je einem Offizier mit gezogenem Säbel, die beiden arabischen Fahnen und auf dem rechten Flügel die Musikkapelle. Die Musiker waren ausschließlich Goanesen, Angehörige einer Mischlingsrasse aus Portugiesen und Indern, aus der portugiesischen Kolonie Goa in Vorderindien. An Stelle der Uniformmütze der Mannschaften trugen sie den weißen indischen Tropenhelm mit Metallbeslag. Die Kapelle bildete eine echte Janitscharenmusik mit Blechinstrumenten und großer Pauke, und man kann ihr die Anerkennung nicht versagen, daß sie recht brav zu spielen wußte. Kommandiert wurde die Truppe von ihrem General Matthews, einem ehemaligen englischen Marineleutnant, dem einzigen Europäer, den die Sultansstreitmacht damals aufzuweisen hatte, übrigens ein ganz scharmanter Herr, der in Sansibar bei allen Europäern jeglicher Nationalität gleich geachtet und beliebt war.

Bei unserer Annäherung präsentierte die Truppe das Gewehr, die Fahnen senkten sich zum Gruß und die Musik intonierte: „Ich bin ein Preuße usw.“ Diese Melodie diente in Sansibar als deutsche Nationalhymne, da bekannt-

lich unser: „Heil dir im Siegerkranz“ dieselbe Melodie mit der englischen Nationalhymne hat, und deren Melodie für die Begrüßung der englischen Behörden reserviert war. Die Haltung, die die Sultanstruppe in ihrer Paradeaufstellung einnahm, bot für unser an preußische Strammheit und Genauigkeit gewöhntes Soldatenauge manches Komische dar; daß z. B. der eine Mann seine Stiefel anzuziehen vergessen und barfuß unter präsentiertem Gewehr dastand, daß der andere seinen Rock nicht zugeknöpft hatte, vielleicht überhaupt die notwendigen Schließvorrichtungen seiner Kleidung ganz vermissen ließ, das schien den guten General Matthews nicht weiter zu genieren.

Auf der unteren Galerie des Palastes war die eigentliche Leibwache des Sultans aufgebaut, etwa 20 Perser, die in dunklen Kitteln und hohen Kavalleriestiefeln steckten und eigentümlich geformte breitgequetschte Ledertschakos und als Waffe einen Kavalleriesäbel trugen. Phantastisch aussehende Erscheinungen, galten sie für die zuverlässigsten Soldaten des Sultans, und in der Tat haben sie einige Jahre nachher gelegentlich eines neuen Thronwechsels ihr Leben für den rechtmäßigen Thronerben Said Chalid im Kampfe gegen englische Übermacht zum Opfer gebracht.

Durch das prachtvolle Eingangstor betraten wir den Palast und wurden dortselbst von vornehmen mit goldgestickten Gewändern bekleideten Arabern über die schmale hölzerne Treppe in das erste Stockwerk zu dem dort gelegenen Thronsaal geleitet. Auf den Treppenabsätzen drängten sich andere Araber, so daß es einige Mühe machte, an ihnen vorüberzukommen. Der Treppe gegenüber öffnete sich die Tür zum Thronsaal. An dieser Tür stand der neue Sultan selbst, der bei unserer Annäherung dem Reichskommissar freundlichst entgegentrat und die Hand schüttelte.

Said Ali war Vollblutaraber von rein weißer Hautfarbe, eine vornehme, kräftige, gutgewachsene Erscheinung mit sympathischen Gesichtszügen. Er stand im besten Mannesalter, zeigte würdevolle Bewegungen und die besten, ich möchte sagen, fast weltmännische Manieren. Wie alle vornehmen Araber trug er das lange hemdartige Untergewand aus feinstem weißen Baumwollstoff und darüber einen wallenden, vorn offenstehenden Mantel aus schwarzem Tuch, der am Halsauschnitt mit reicher kunstvoller Goldstickerei verziert und mit golddurchwirkter Seidenfordel eingefast war. Unter dem Mantel hatte er um die Hüften einen kostbaren, mit Gold- und Silberfäden reichgestickten Gürtel gelegt, in dem ein schöner krummer Araberdolch steckte, dessen Griff und Scheide reich mit Goldfäden und Edelsteinen verziert waren. In der Hand trug er ein gerades breites Araberschwert, dessen Griff und Lederscheide gleichfalls reich mit Gold und Silber ausgelegt waren. Um das Haupt war ein bunter, kunstvoll zusammengelegter Turban gewunden.

Der Audienzsaal, den wir nach der ersten Begrüßung auf des Sultans Aufforderung betraten, war ein langgestrecktes, korridorartiges Gemach. Die der Eingangstür gegenübergelegene Wand zeigte eine Reihe hoher Fenster, durch die der Blick über den beschriebenen Paradeplatz hinweg auf den Hafen mit seinen Schiffen und darüber hinweg auf das offene Meer hinausschweifte. Die gegenüberliegende, fensterlose Längswand war in zahlreiche Nischen gegliedert, in denen auf Konsolen je eine Standuhr Platz gefunden hatte. Die zwischenliegenden Pfeiler waren mit hohen Spiegeln bekleidet. Von der Decke hingen mächtige Glaskronleuchter herunter, die mit zahlreichen Glasprismen behängt waren, und der Fußboden war mit feinen Matten und orientalischen



Der deutsch Reichskommissar Hermann von Wissmann.

Bibliothek
der
Lesehalle in Bremen

Teppichen belegt. An der Schmalseite des Saales stand vornehm isoliert der Thron, ein reich vergoldeter Armfessel, dessen Rück- und Sitzpolster mit bordeauxroter Seide überzogen und mit Edelsteinen reich verziert war. Die beiden in der Schmalseite des Saales hinter dem Thron befindlichen Fenster standen offen, und durch dieselben sah man in nur wenig Meter Entfernung auf die Außenwand des benachbarten alten Palastes, deren Mörtelbewurf vielfache Risse zeigte, ja stellenweise ganz abgefallen war. So etwas sieht ein orientalisches Auge nicht oder vielmehr so etwas stört den Orientalen nicht. An der nischen- und spiegelreichen Längswand saßen auf Polsterstühlen die vornehmen Araber und Sinder Sansibars, alle in reichen mit Goldstickereien geschmückten Gewändern, den kostbaren Araberdolch im Gürtel und das lange breite Araberschwert in der Hand. Mit langen, weißen Bärten und in ihrer würdevollen Haltung erinnerten sie zum Teil an das Bild, das wir uns von den alten biblischen Patriarchen zu machen pflegen. Das große Heer der Hofbeamten fehlt in Sansibar, dafür sieht es jeder Araber, der auf Würde hält, für selbstverständlich an, daß er seinem Sultan möglichst oft, wenn nicht tagtäglich seine Aufwartung macht, und daß er bei feierlichen Empfängen dem Herrscher als Staffage dient. Gegenüber dem Gefolge, unmittelbar rechts vom Thron, diente eine Reihe leergebliebener Polsterstühle und Sofas dazu, die zur Audienz erscheinenden Ehrengäste aufzunehmen. Dorthin geleitet, nahmen wir auf eine einladende Handbewegung des Sultans, der sich selbst auf den Thronfessel niederließ, Platz, dem Sultan zunächst der Reichskommissar und anschließend der Charge nach seine Offiziere und Beamten. Während der nun folgenden Unterhaltung wurde uns durch die farbige Dienerschaft in kleinen arabischen

Porzellantassen aus arabischen Silberkannen ein guter Mokka serviert, dem sofort Mandelmilch und eisgekühlter Scherbet, eine mit Verwendung von Rosenwasser und Fruchtstäben hergestellte, widerlich süß schmeckende Limonade folgte. Gleichzeitig wurden vor uns auf flachen Schüsseln ganze Berge von Backwaren und Süßigkeiten aufgestellt, wie sie täglich frisch im Harem des Sultans zubereitet werden. Als Dessert wurde endlich Rosenöl gespendet, das der erste Diener des Sultans einem jeden von uns in das hingehaltene Taschentuch träufelte. Die Unterhaltung wurde naturgemäß fast ausschließlich zwischen dem Sultan und dem Reichskommissar Wissmann geführt, teils in arabischer Sprache, wobei der Dragoman des deutschen Generalkonsulats Dr. Reinhardt den Dolmetscher abgab, teils direkt in Kisuaheli, das sowohl der Sultan wie auch der Reichskommissar selbst zu sprechen verstanden. Zunächst entschuldigte sich Wissmann, daß er seine Aufwartung nicht bereits früher gemeinschaftlich mit den Konsularvertretern der Mächte habe machen können; unaufschiebbare Amtsgeschäfte hätten ihn damals in Bagamoyo festgehalten. Trotzdem sei sein Glückwunsch zur Thronbesteigung nicht minder aufrichtig; er wünsche dem Sultan eine glückgesegnete und recht lange Regierung. Weiter sprach der Reichskommissar sein Bedauern aus, daß er gezwungen sei, an der Festlandsküste gegen die dort aufständischen Landsleute des Sultans Krieg zu führen; er sei wahrlich kein Feind der Araber an sich; während seiner bereits hinter ihm liegenden zehnjährigen Afrikazeit habe er viele Araber kennen und schätzen gelernt, ja mit nicht wenigen sogar Freundschaft geschlossen. So sei es denn sein sehnlichster Wunsch, daß auch jetzt die Festlandsaraber, die ganz gegen den Willen des Sultans noch immer dem deutschen Protektorat mit den Waffen in der

Hand widerstrebten, das Verwerfliche und Nutzlose ihres Widerstandes einsehen möchten, damit Friede und Eintracht wiederkehre und zu aller Bestem die alte Freundschaft neu besiegelt werden könne. Der Sultan stimmte dem in jeder Beziehung zu. Er mißbillige die Rebellion der Festlandsaraber, die sich ja eigentlich auch gegen ihn selbst wende, und auch er wünsche dem Reichskommissar und den Deutschen, daß es ihnen bald gelingen möge, Ruhe und Ordnung an der Küste wiederherzustellen und dem Kriege ein Ende zu machen.

Nach etwa einer Viertelstunde erhob sich der Sultan vom Throne und gab damit das Zeichen, daß die Audienz beendigt sei. Wieder geleitete er uns bis an die Tür des Saales und verabschiedete sich, indem er dem Reichskommissar Wissmann und jedem von uns herzlichst die Hand schüttelte. Auf der Treppe wieder Ehrenbeugungen der persischen Leibwache, auf dem Platze draußen wieder Präsentieren der Truppen und die Klänge des: „Ich bin ein Preuße“, und wir schritten wohlgenut dem Wissmannhause zu, um eine schöne und interessante Erinnerung für das Leben reicher.

Die bei der Audienz gewechselten Wünsche haben sich für den Reichskommissar und die deutsche Kolonie schnell erfüllt. Nur wenige Monate noch dauerte es, dann war an der Küste allenthalben die Ordnung wiederhergestellt, die dortigen Araber hatten sich sämtlich unterworfen und waren zum Teil sogar als landeskundige Beamte in den Dienst der deutschen Verwaltung getreten. Leider sollten sich demgegenüber die von Wissmann für den Sultan ausgesprochenen Glückwünsche weniger gut verwirklichen. Ich habe schon oben erwähnt, daß Said Ali bereits bei der Thronbesteigung für einen Engländerfreund galt, und daß

befürchtet wurde, er würde das Staatsschiff ganz in das englische Fahrwasser hineinsteuern. So ist es in der That geschehen. Die Folge war, daß Sansibar schon nach wenigen Monaten seine Selbständigkeit verloren hatte. Auf Grund des deutsch-englischen Vertrages vom 1. Juli 1890 erklärte England das Protektorat über Sansibar; der Sultan, der noch als Selbstherrscher den Thron bestiegen, war zum Vasallen geworden, und auch für diese Scheinherrschaft war ihm nur eine kurze Frist beschieden, denn schon am 5. März 1893 sank er in ein frühes Grab.



Ein Erkundungszug gegen
die Mafitis.





Der große Araberaufstand der Jahre 1888/1890, der unsere kaum erworbene Kolonie Ostafrika an den Rand des Abgrundes gebracht hatte, war durch Major von Wissmann niedergeschlagen. Die deutsche Herrschaft war wieder aufgerichtet und fester begründet wie zuvor. Feste Stationen mit starken Schutztruppenbesatzungen sicherten die langgestreckte Meeresküste und ihr unmittelbares Hinterland. Das arabische Element, vor dem Aufstand herrschend in Ostafrika, hatte ausgespielt; vernünftig genug, das einzusehen, fand es sich mit der veränderten Sachlage ab, so gut es das vermochte. Die eingeborene Negerbevölkerung hatte während der vorhergegangenen Unruhen durchweg auf seiten der Araber gestanden, die sie seit vielen Generationen als ihre gestrengen Herren zu betrachten gewohnt war und denen sie daher Gefolgschaft leistete, teils in stumpfsinniger Gewohnheit, teils auch den Schauermärchen Glauben schenkend, welche diese über die vor kurzem neu ins Land gekommenen Europäer verbreiteten, oder dem rücksichtslosen Zwang sich fügend, den der Araber dem Eingeborenen gegenüber stets anzuwenden pflegte, wenn es seine eigenen Interessen erforderten. Die Eingeborenen waren mithin die Beruführten gewesen, denen gegenüber eine milde Beurteilung unsererseits um so mehr geboten war, als sie hinfort unsere direkten Untertanen sein sollten, auf deren tat-

kräftige Arbeit wir angewiesen waren, wenn sich die wiedergewonnene Kolonie entwickeln sollte. Es galt also, nachdem der Widerstand gebrochen, in erster Linie das Vertrauen der Bevölkerung zu gewinnen. Sie sollte jetzt erkennen, daß die deutsche Macht entfaltet wurde weniger um sie zu knechten als um sie zu schützen. Jahraus, jahrein war das Hinterland der Küste von den Raubzügen der weiter landeinwärts sitzenden Räubervölker bedroht, der Massais, Masitiz, Wahehe, Magwangwara und wie sie denn alle heißen mochten, die einmal hier, einmal dort unerwartet erschienen, die Dörfer verbrannten, die Herden wegtrieben, die sich zur Wehr setzende männliche Bevölkerung erschlugen und Weiber und Kinder in die Sklaverei schleppten. Einen Schutz gegen diese Raubscharen war die Bevölkerung von ihren bisherigen Herren, den Arabern, nicht gewohnt, die den Neger einzig und allein als ihr Ausbeutungsobjekt betrachteten, und die sogar aus den erwähnten Raubzügen Vorteil zogen, insofern diese eine ergiebige Quelle für ihren schwungvoll betriebenen Sklavenhandel waren. Hatte doch sogar Buschiri, der anerkannte Führer der aufständischen Araber, räuberische Masitizstämme gegen die Deutschen zur Hilfe herbeigeholt, nachdem seine erste Streitmacht von der Schutztruppe durch die Erstürmung seines befestigten Standlagers am 8. Mai 1889 auseinander gesprengt war. Unter unbeschreiblichen gegen die unschuldige, schutzlose Bevölkerung verübten Greueln waren sie, durch Buschiri geführt, durch Usaramo gegen Bagamoyo herangerückt, bis ihnen Freiherr von Gravenreuth mit der Schutztruppe entgegentrat und am 18. Oktober 1889 bei Zombo eine so schwere Niederlage beibrachte, daß sie, vollständig auseinander gesprengt, in kopfloser, ununterbrochener Flucht ihre heimatlichen Dörfer wieder zu erreichen suchten. Eine heilsame

Lektion das, von der es nur die Frage war, wie lange ihre Lehren vorhalten würden. Daß das Gefecht bei Zombo nicht der letzte blutige Zusammenstoß mit den Räuberstämmen sein würde, darüber waren wir uns absolut nicht im unklaren. Die Katze läßt das Raschen nicht, wenn sie sich auch einmal die Pfoten dabei verbrennt, und wilde Volksstämme, deren Jugend seit Menschengedenken ihre überschäumende Kraft auf Raubzügen betätigt hat, werden nicht durch einen einmaligen Mißerfolg aus Räubern zu friedlichen Ackerbauern. Und doch mußte diesen Raubzügen ein definitives Ende gemacht werden, wenn aus der Kolonie etwas werden sollte.

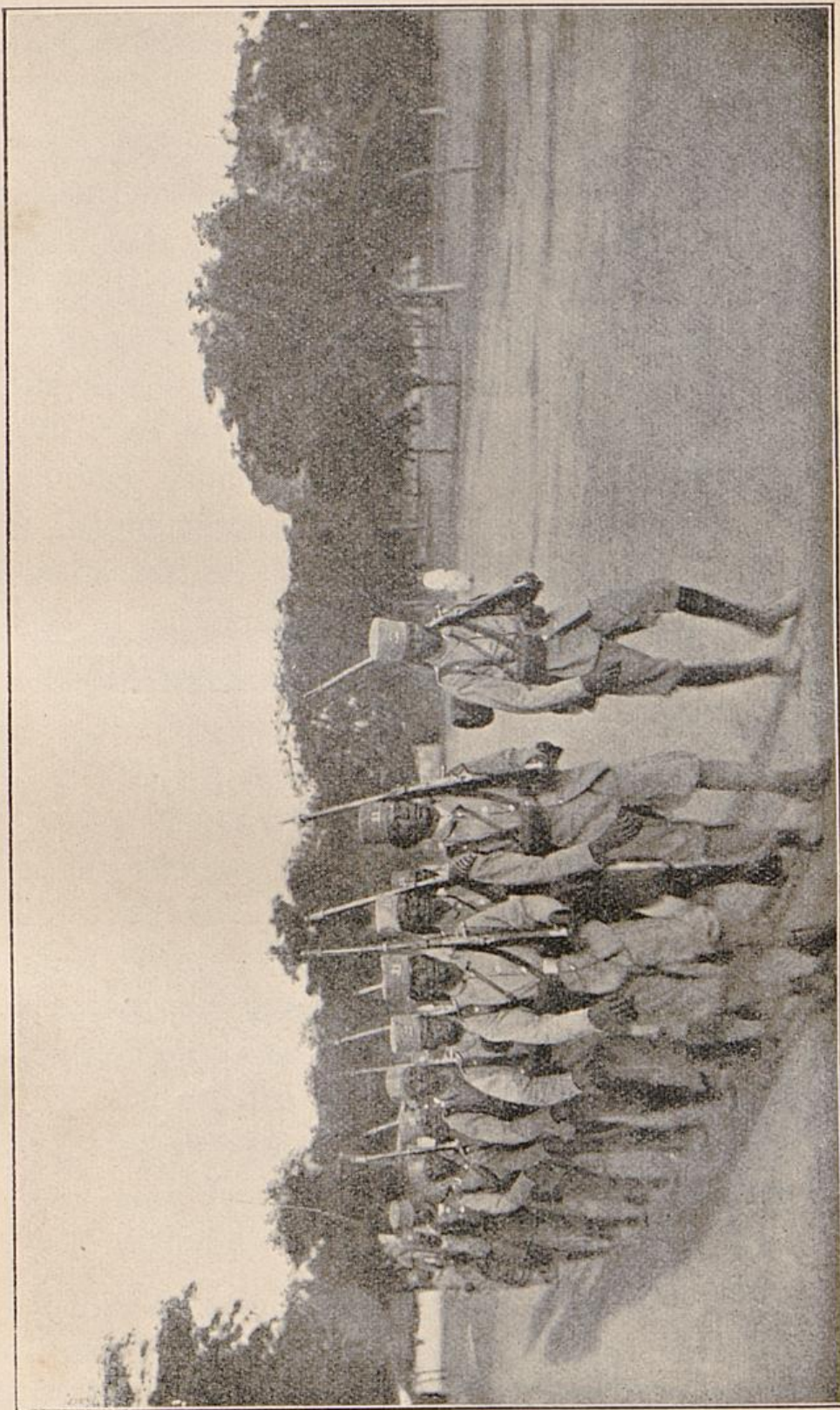
Es war im Juni 1890, als zum erstenmal seit dem Tage von Zombo wieder Nachrichten an die Küste kamen, daß die Masitis zu einem neuen Zuge Lust zu verspüren schienen. An der Grenze von Usaramo und Ukami lag die katholische Missionsstation Tununguu, eine Tochteranstalt der französischen Missionsniederlassung von Bagamoho, die mit drei weißen Ordensmitgliedern besetzt war und um sich eine kleine Gemeinde von farbigen Christen versammelt hatte. Durch die letzteren hatten die Patres eine innige Beziehung zu der übrigen farbigen Bevölkerung. Während sich diese in der näheren Umgebung von Tununguu durchaus gefügig zeigte, machte sich weiter abseits, namentlich in den etwa drei Tagereisen entfernten Dörfern an der Grenze der Landschaft Chutu, in der Gegend der späteren Regierungsstation Kiffaki, eine feindliche Stimmung gegen die Mission bemerkbar. Diese feindlichen Eingeborenen aber standen den benachbarten Mahenge-Masitis sehr nahe und waren auch an dem Raubzug beteiligt gewesen, dem Gravenreuth vor Jahresfrist ein so blutiges Ende bereitet hatte. Der Häuptling von Mgeta drohte der Mission, er würde demnächst

erscheinen und alle Europäer sowie ihren gesamten Anhang niedermachen. Das klang allerdings bedrohlich; andererseits hatten aber auch die guten Missionare sich schon mehrfach als ängstliche Gemüter gezeigt, so daß Aufklärung an Ort und Stelle geboten erschien.

Der Reichskommissar Major von Wissmann weilte auf Urlaub in Deutschland; mit seiner Stellvertretung war Dr. R. W. Schmidt betraut worden, der angesichts der Wichtigkeit der gegebenenfalls zu treffenden Maßregeln selbst die Führung der zunächst nach Tununguu zu richtenden Erkundungsexpedition zu übernehmen beschloß.

Die Station Bagamoho wurde mit den Vorbereitungen beauftragt. Bezüglich der Truppen bedurfte es dazu eines einfachen Befehls. Das „Expeditionskorps“ der Schutztruppe war zur Wissmannzeit stets marschbereit, so daß die für die beabsichtigte Erkundung notwendigen beiden Kompagnien, eine Sudanesen- und eine Sulukompagnie, ohne weiteres unter das Gewehr zu treten vermochten. Gemünztes Geld, das heute wohl von den Eingeborenen der ganzen Kolonie als Wertmesser gekannt und genommen wird, war damals noch selbst im nächsten Hinterland der Küstenstationen unbekannt, aber die Station Bagamoho erwies sich bezüglich der Tauschwaren, die in den von unserer Expedition aufzusuchenden Gegenden bevorzugt wurden, gut unterrichtet. Für die Fortschaffung der Lasten wurden 150 Wanhamweji angeworben, die vor kurzem mit einer Handelskarawane aus Tabora in Bagamoho eingetroffen waren, und als die zuverlässigsten und leistungsfähigsten Träger bekannt waren.

Am 6. Juli 1890, einem Sonntag, wurde mit der Truppe und den Trägern ein letzter Appell abgehalten, die Lasten wurden auf gute Verpackung und richtiges Gewicht noch



Photogr. von Gebr. Haeckel, Berlin.

Die militärische Spitze des Zuges (Schutztruppe).



Photogr. von Gebr. Haeckel, Berlin.

Die militärische Spitze des Zuges (Schutztruppe).

Bibliothek
der
Lesehalle in Bremen

einmal geprüft, und dann war die Expedition fertig zum Aufbruch.

Als Schlachtenbummler schloß sich uns der Konsul B. einer befreundeten Großmacht an, der vor kurzem nach Sansibar versetzt war und sich für die junge deutsche Kolonie außerordentlich interessierte. Er hatte von Sansibar aus bereits verschiedene deutsche Küstenstationen besucht und hoffte jetzt bei Gelegenheit unserer Expedition auch einen Blick in das weitere Hinterland tun zu können. Da ich ihn schon von Sansibar her als einen scharmanten Menschen und liebenswürdigen, heiteren Gesellschafter kannte, freute ich mich, daß er mir als Zeltgenosse zugeteilt wurde.

Am 7. Juli verließen wir bald nach Tagesanbruch unter den Segenswünschen der zurückbleibenden Kameraden Bagamoho. Stolz wehte uns im frischen Morgenwind die deutsche Flagge voran und lustig erklangen die Trommeln der an der Spitze marschierenden Spielleute. So lange sich der Zug noch im Bannkreise der Stadt durch die Palmenpflanzungen und Felder bewegte, begleiteten ihn im taufeuchten Grase nebenherlaufend zahlreiche Frauen und Kinder der mit uns ausmarschierenden farbigen Soldaten, indem sie ihnen nach Landesitte durch lautes Schreien und ein in den höchsten Tönen der menschlichen Stimme sich bewegendes schrilles Trillern Lebewohl wünschten. Konsul B. war ganz begeistert von all den neuen Eindrücken, die der schöne Morgen ihm brachte.

Bald lagen die Pflanzungen Bagamohos hinter uns; die Herzallerliebsten der Soldaten waren heimgekehrt; die Expedition befand sich in der afrikanischen Steppe. Die Sonne stieg höher und trieb uns den Schweiß aus den Poren, und dorniger Steppenbusch reckte seine Zweige über

den schmalen Negerpfad. Ganz besonders feindlich schien uns ein in frischem Grün prangender Strauch von harmlosestem Aussehen gesinnt zu sein, der unter seinen reizenden kleinen Blättchen ebenso kleine, aber feste und scharfe Dornen barg, die selbst durch die Kleider hindurch sich unserer Haut empfindlich bemerkbar machten. Nicht lange dauerte es, da hatte mir ein solcher Malesizstrauch mit seinen Dornen das Kafey-Beinkleid an dem einen Bein von unten bis zum Knie hinauf total zerrissen, ein fataler Anfang für eine auf Wochen berechnete Expedition, auf der man mit möglichst beschränktem Gepäck zu reisen gezwungen war. Aber durch solch kleines Mißgeschick darf man sich in Afrika den Humor nicht verderben lassen, und bald erregte es meine besondere Heiterkeit, als dem Konsul B. ein ähnliches Mißgeschick zustieß. Als echter Salonafrikaner hatte er einen Sonnenschirm auf die Expedition mitgenommen und diesen, als die Sonnenstrahlen empfindlicher zu stechen begannen, zum Schutze seines Teints prompt entfaltet. So bot er auf seinem Esel mit dem geöffnerten Schirm ein Bild, das schon an und für sich zu Neckereien Veranlassung geben konnte. Und diese schöne Gelegenheit ließ sich denn auch der Dornbusch nicht entgehen. Mit rücksichtslosen Krallen hatte er sich in den Schirmstoff hinein, und Konsul B. hatte an Stelle seines prachtvollen Schirms nur noch die Ruine eines solchen in der Hand. Immerhin gaben auch diese traurigen Überreste noch etwas Schatten, bis der Dorn zum zweitenmal zugriff und diesmal so fest, daß der ganze Überzug einfach umgedreht und die spannenden Fischbeinstäbe aus ihren Gelenken gerissen wurden. Unter dem schallenden Gelächter der Soldateska warf der gute Konsul die Fexen beiseite und benutzte den Stoß hinfort zum Antreiben seines Esels. Daß auch seine Beinkleider im Kampf mit dem Dornbusch

zierende Wunden davongetragen, merkte er erst nach beendetem Tagesmarsch im Zelt.

Am ersten Expeditionstage soll man ohne zwingende Gründe der Karawane nicht allzuviel zumuten, um die Träger nicht abzuschrecken und ihr Entweichen zu verhindern. Sobald sie glauben, daß von ihnen zu Schweres verlangt wird, sind sie allzu leicht geneigt, die Lasten wegzumerfen und sich der weiteren Verpflichtung durch die Flucht in den Busch zu entziehen, unbekümmert darum, ob dadurch die Expedition in eine schwierige Lage kommt oder nicht. Wir bezogen deshalb schon nach vierstündigem Marsch bei Dunda am Ufer des Ringaniflusses das Lager. Dort hatte vordem die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft eine Station gehabt, die bei Ausbruch des Araberaufstandes geräumt und dann von Buschiri zerstört war. Eine einzige elende Lehmhütte mit Grasdach zeugte noch von vergangener Pracht.

Der nächste Tag führte uns in die Gegend, durch welche vor etwa dreiviertel Jahren die von Buschiri herbeigeholten Mafitihorden gezogen waren. Vordem die Heimat einer zahlreichen Bevölkerung war sie jetzt öde und leer. Was an Menschen von den Mafitis nicht erschlagen oder in die Sklaverei geschleppt war, hatte die verwüsteten Fluren verlassen, um sich anderweitig weniger den Raubzügen ausgesetzte Wohnsitze zu suchen. Die vordem fruchtbaren Felder waren vom afrikanischen Busch überwuchert. Hier und da ganz zwecklos mitten in der Steppe stehende Gruppen von Mango- und Orangenbäumen waren die einzig übriggebliebenen Spuren der einst blühenden Dörfer und Einzelgehöfte. Überall, wohin wir in den nächsten Tagen kamen, dasselbe traurige Bild der Zerstörung. Die Mafitis hatten gründliche Arbeit gemacht. Wehe dem Lande, das von solchen Räuberhorden heimgesucht wird!

Während des heutigen Marsches wurde Konsul B. von einem Schüttelfrost befallen, so daß er sich kaum auf seinem Reittier zu halten vermochte, und beim Einrücken ins Lager zwang ihn das Fieber, sich sogleich ins Zelt zurückzuziehen und auf dem Feldbett auszustrecken. Dank einer energischen Chinindosis hatte der Fieberanfall am nächsten Morgen nachgelassen, zugleich aber auch die Afrikabegeisterung des Herrn Konsuls. Er hatte genug vom Innern und beschloß, in seine Schreibstube zurückzukehren. Unter der sicheren Bedeckung von vier farbigen Soldaten trat er bei Sonnenaufgang den Rückweg nach Bagamoho an, während wir mit der Expedition den Marsch ins Innere fortsetzten.

Nur mit Mühe konnten einige landeskundige Askaris die Stelle auffinden, wo noch vor wenigen Jahren die Station Madimola der Ostafrikanischen Gesellschaft gestanden hatte. Auch sie war während des Aufstandes Buschiri zum Opfer gefallen und ganz und gar vom Erdboden verschwunden.

Am 10. Juli kamen wir nach einem fünfstündigen Marsch wieder an den Ringani, der durch eine Furt durchschritten wurde. Der Fluß hat dortselbst (kurz vor der Einmündung des Gerengere) immerhin schon die Breite der Mosel bei Trier und eine ziemlich starke Strömung. Die hohen steilen Ufer zeugen dafür, daß er in der Regenzeit zum reißenden Strom werden kann. Heute reichte uns das Wasser bis zu den Schultern, so daß wir alle Kraft aufbieten mußten, um von der Strömung nicht fortgerissen zu werden. Ein unbehagliches Gefühl erzeugte dabei das Bewußtsein, daß der Fluß zahlreiche Krokodile beherbergt, denen nicht selten Menschen und Tiere beim Übersetzen zum Opfer fallen. Um solche Unglücksfälle zu beschränken, tut man gut, vor dem Einsteigen ins Wasser einige Schüsse in den Fluß abzugeben

und während des Übersezens das Wasser zu beiden Seiten der Furt durch schußbereite Schützen vom Ufer aus überwachen zu lassen. Glücklicherweise erreichte unsere Karawane ohne Unfall das gegenüberliegende Ufer. Die durchnässten Kleider waren von der Sonne bald wieder getrocknet.

Das linke Kingani-Ufer war von den Mafitis im vorigen Jahre nicht berührt worden, und das kam im Aussehen der jetzt von uns betretenen Gegend unzweideutig zum Ausdruck. Bisher war uns kein Mensch begegnet, und nirgendwo hatten wir ein Dorf oder bestellte Felder getroffen, so daß wir unsere Leute einzig und allein aus dem mitgeführten Proviant hatten ernähren müssen, während wir jetzt ab und zu doch an menschliche Niederlassungen kamen, in denen wir wegekundige Führer anwerben und für die Karawane etwas Getreide kaufen konnten. Aber auch hier war die Furcht vor den Mafitis allgemein, und selbst uns gegenüber legten die Eingeborenen ihr verängstigtes Wesen erst ab, als sie sahen, daß von uns all der benötigte Proviant mit entsprechenden Tauschmitteln bar und reichlich bezahlt wurde.

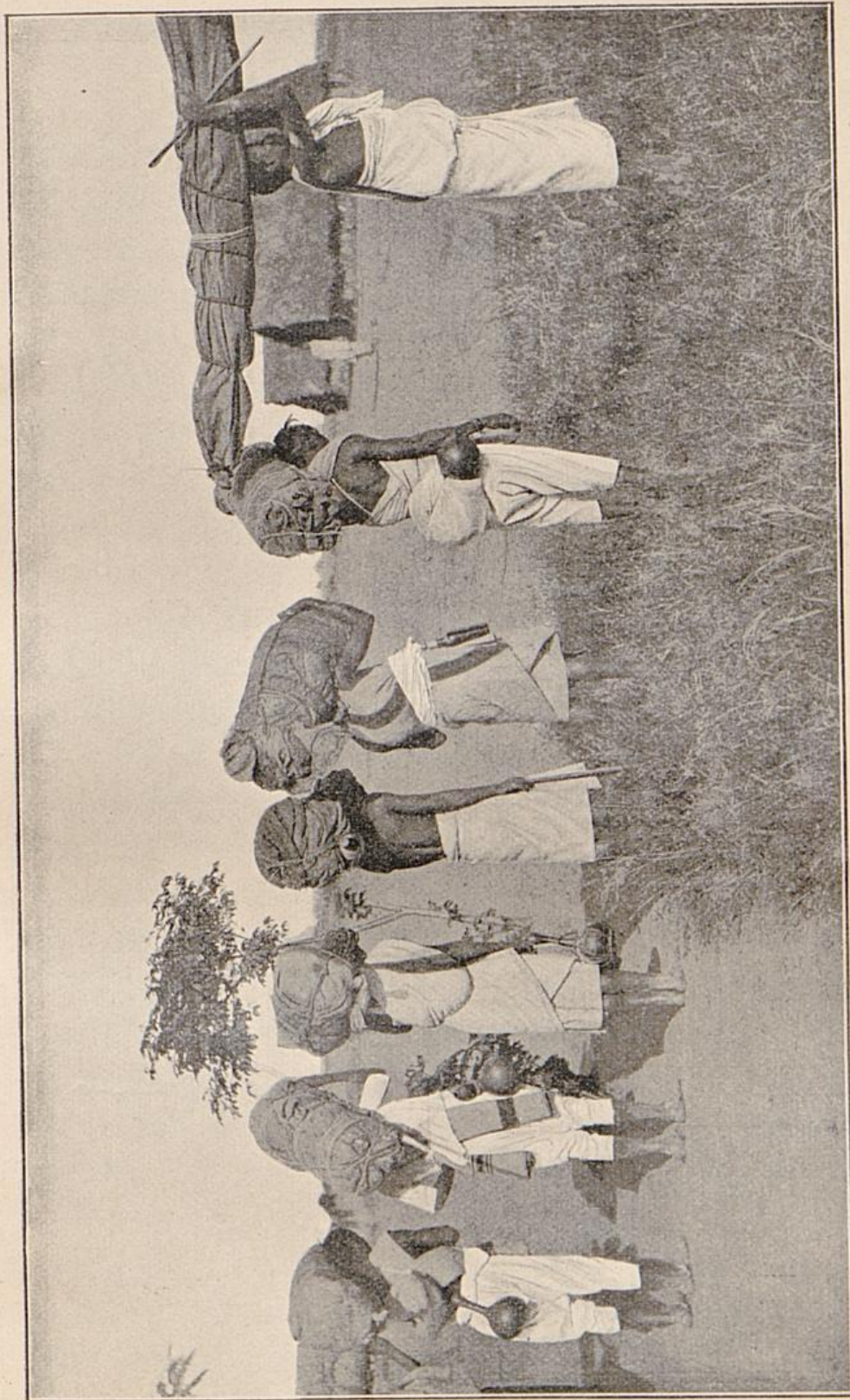
Zwischen dem Kingani- und Ngerengerefluß, welcher letzterer nicht allzuweit südlich von unserer Übergangsstelle in den Kingani einmündet, durchquerten wir eine ausgedehnte Baumsawanne, in der wir zum erstenmal seit dem Abmarsch von Bagamoyo auf Wildspuren stießen. Als wir uns dem Ngerengere näherten, kam plötzlich rechts von unserer Wegrichtung in etwa 800 Meter Entfernung ein Trupp von 8 bis 10 Giraffen in Sicht, die würdig im langsamen und gemessenen Paßschritt durch die Steppe dahinzogen. Es war für mehrere unserer Kameraden das erste-mal, daß ihnen dies kolossale Edelmwild in der freien Gottesnatur vor die Augen kam, und es ist deshalb leicht erklärlich, daß unsere Jagdlust mächtig angeregt wurde. Einige Schüsse

aus unseren Mauserbüchsen waren die Folge, die aber lediglich bewirkten, daß die Tiere aus ihrem gemächlichen Paßschritt in einen schwerfälligen Galopp fielen, der sie trotz seines plumpen Aussehens doch schnell aus unserem Gesichtskreis verschwinden ließ. Erst als die Tiere flüchtig wurden, bemerkten wir, daß zusammen mit dem Giraffentrupp ein Rudel Antilopen der schützenden Ferne zueilte. Die Tiere hatten innig vereint in der Steppe geäst. Wir hatten in der Folge fast täglich Gelegenheit, ähnliche Beobachtungen von dem innig vereinten Zusammenleben afrikanischen Herdenwildes verschiedener Rassen zu machen, Antilopen verschiedener Arten in einem Rudel, Antilopen in Gnuherden, Antilopen zwischen Zebras usw.

Um 2 Uhr nachmittags erreichten wir das Dorf Mekeffe am Ngerengere und schlugen dortselbst am Flußufer unsere Zelte auf. Das klare Wasser des Flusses lud zum Bade, und das Verlangen nach diesem lang entbehrten Genuß schlug die Bedenken, daß auch der Ngerengere nicht frei von Krokodilen sei, siegreich aus dem Felde. Dem Mutigen gehört die Welt! und ungefressen, dafür aber neu gekräftigt durften wir dem Jungbrunnen des Ngerengere entsteigen.

Am nächsten Morgen wurde der Ngerengere ohne Schwierigkeit durchschritten. Die Tagesleistungen einer in Afrika reisenden Karawane richten sich notgedrungen nach der Lage der Wasserplätze, so daß wir heute schon nach vier Stunden den Marsch in der Nähe des Dorfes Kisuri abubrechen gezwungen waren. Am nächsten Tage sollte uns nach Aussage unseres Führers ein langer, mindestens acht Stunden beanspruchender Weg durch wasserlose Steppe bevorstehen.

Dementsprechend brachen wir denn am nächsten Morgen schon lange vor Sonnenaufgang auf; galt es doch, von der



Photogr. von Gebr. Haeckel, Berlin.

Eingeborenen-Träger.



Photogr. von Gebr. Haeckel, Berlin.

Eingeborenen-Träger.

Bibliothek
der
Leschalle in Bremen

wasserlosen Strecke möglichst viel zu überwinden, noch bevor die sengenden Sonnenstrahlen den Schweiß aus den Poren trieben und die Leistungsfähigkeit der unter ihren Lasten doppelt stark schwitzenden und durstenden Träger beeinträchtigten. Der Weg führte wieder durch dichte Baumsavannen, wodurch ein weiter freier Ausblick verhindert wurde. Wenn das Auge einmal ungehindert in weitere Ferne schweifen konnte, sah es nach vorne ein gewaltiges Bergmassiv, gleich einer hohen Wand scheinbar unvermittelt aus der Ebene, durch die wir marschierten, sich aufbauen. Wir näherten uns dem Ulugurugebirge. Wild kam uns heute nicht zu Gesicht, wohl aber zeugten zahlreiche Spuren davon, daß es in der Gegend nicht fehlte. In einiger Entfernung seitwärts vom Wege waren in großer Ausdehnung aus durcheinander geflochtenem Strauchwerk hohe Hecken errichtet, die in Zwischenräumen von je etwa hundert Schritten freie Lücken aufwiesen. Es war das Werk eingeborener Jäger, eine Art Wildgatter. Unter den freigebliebenen Lücken sind tiefe Gruben ausgehoben, die durch sorgfältig überdecktes Reisig dem nichtsahnenden Auge verborgen bleiben. In diese Gruben verfinstert das Wild, wenn es durch die Lücken der Hecke aus dem einen Teil des Waldes in den anderen hinüberzuwechseln sucht, und wird dadurch die sichere Beute des in der Nähe lauerten Jägers.

Wie so oft in Afrika, so kam es auch heute mal wieder anders, als wir gedacht hatten. Schon um 9 Uhr machte unser Führer vor einer Sumpfpfütze Halt und erklärte, wir seien am Ziel unseres Marsches. Kaum drei Stunden waren wir unterwegs gewesen, und dabei hatten wir uns auf acht Stunden gefaßt gemacht. Es zeigte sich, daß die Eingeborenen der Gegend und somit auch unser Wegführer den Begriff „Stunde“ gar nicht kannten, und daß sie auf

die gestrige Frage, wie viel Stunden wir am kommenden Tage zu marschieren hätten, einfach kurzweg die Zahl „acht“ genannt hatten, ohne sich dabei den Kopf weiter über den ihnen unbekanntem Begriff zu zerbrechen. Sehr ärgerlich, in der That! Gestern waren wir bloß vier Stunden unterwegs, heute bloß drei. Beide Märsche hätten ganz gut zu einem zusammengezogen werden können. Wir nahmen uns vor, hinfort unsere Fragestellung den Eingeborenen gegenüber dahin zu ändern, daß wir uns die Stelle des Himmelsbogens zeigen lassen würden, den bei der Ankunft am Reiseziel die Sonne voraussichtlich erflommen haben würde, wenn man sich bei ihrem Aufgang auf den Weg mache. Und mit diesem Trost, daß wir durch Schaden klug geworden, fügten wir uns ins Unvermeidliche und schlugen wirklich an der genannten Waldpfütze unser Lager auf. Nachmittags versuchten wir auf der Pirsche ein Stück Wildbret für das Abendessen zu erlegen, jedoch kam dabei nur ein Kamerad zum Schuß auf eine Antilope, leider ohne sie zur Strecke zu bringen. Nicht genügend ortskundig, durften wir uns nicht allzuweit vom Lager entfernen und mußten somit auch bei unserer heutigen Mahlzeit uns mit Konserven zufrieden geben.

Am nächsten Tage zeigte sich auf unserem weiteren Vormarsch der Steppenwald weniger dicht, der Ausblick wurde freier, das Gebirge lag wie zum Greifen vor uns, und doch war es bis dahin noch eine lange Wegstrecke durch lichte Graswälder. Überall, wohin wir blickten, standen Rudel von Antilopen und Gnus, und in saufendem Galopp entzogen sich starke Zebraherden der gefahrdrohenden Nähe unserer herankommenden Karawane. Auch Giraffen zogen heute wieder in der Ferne durch unser Gesichtsfeld dahin. Gegen Mittag kamen wir an den Kufu, den bedeutendsten

Quellfluß des Kingani. Trotz der geringen Wassermenge ist der Fluß doch auch schon in der Nähe des Ulugurugebirges, aus dem seine Zuflüsse kommen, so tief, daß er nur an bestimmten Furten durchschritten werden kann. Nachdem wir ohne üblen Zwischenfall das andere Flußufer erreicht hatten, kamen wir in ausgedehnte Mais- und Hirsefelder, wie wir sie bis dahin in ganz Usaramo nicht ein einziges Mal angetroffen hatten. Die Ernte stand vor der Tür, und die Üppigkeit der Pflanzen und die Größe der Fruchtkolben und Körnerrispen gab Zeugnis von der Fruchtbarkeit der zwischen dem Kingani und dem Gebirge sich erstreckenden Ebene.

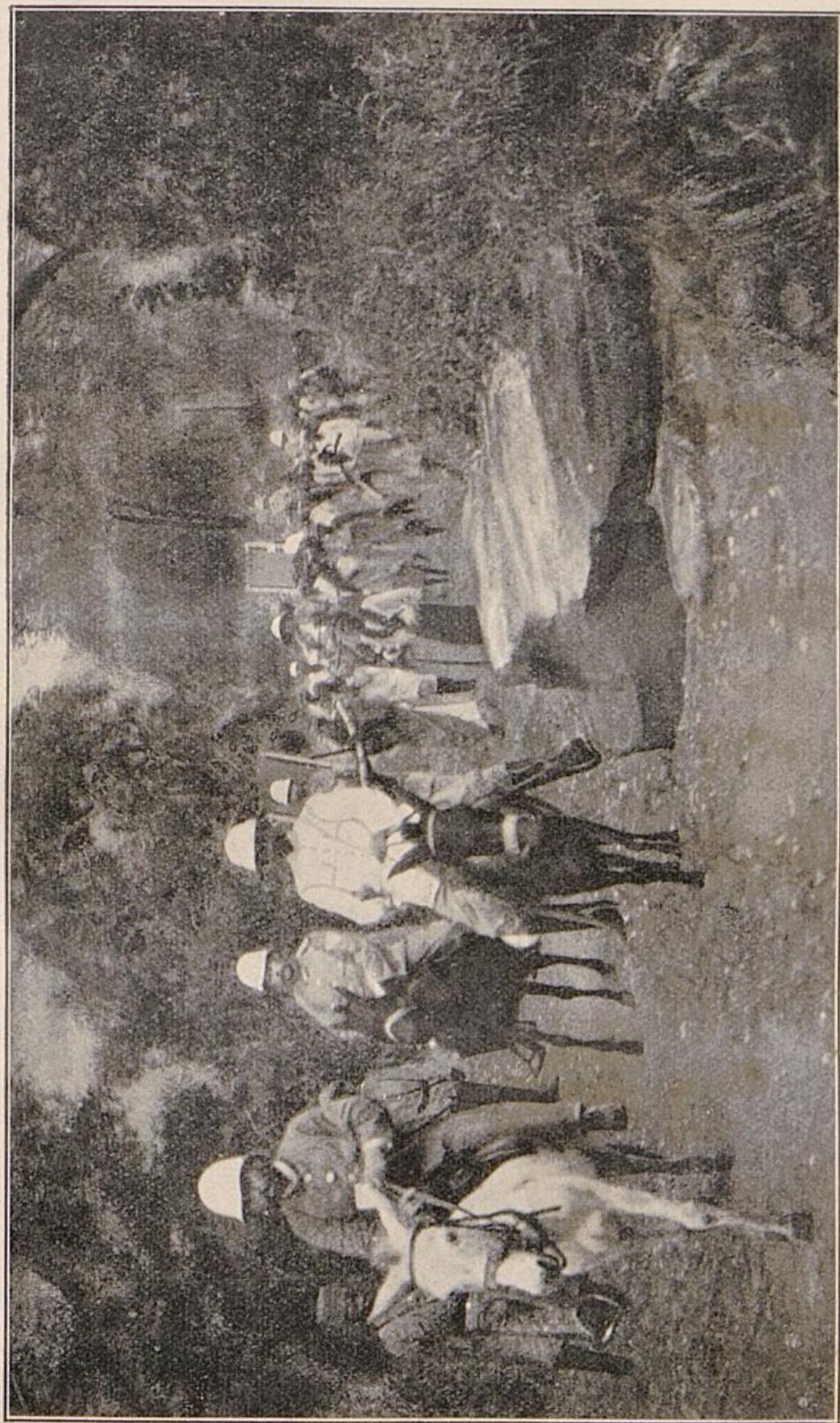
Als wir nach zwei weiteren Stunden aus den Feldern, in denen die weit über mannhohen Hirsestauden uns jeden Ausblick verwehrt hatten, hervortraten, sahen wir zu unserer freudigen Überraschung die Missionsstation Tununguu dicht vor uns liegen. Freundlich grüßten ihre Gebäude von einem der Vorberge des weiter hinten sich aufstürmenden Ulugurugebirges zu uns herüber. Ein schnurgerader, gut ausgebauter und zu beiden Seiten mit Schattenbäumen bepflanzter Weg führte von dem Missionshügel herunter zu einem von hohen Bäumen beschatteten Platz, den die Herren Patres bei der Nachricht von unserem Anmarsch bereits für unser Lager instand setzen lassen. Es schien in der That ein ganz idealer Lagerplatz zu sein, und wir freuten uns der idyllischen Ruhetage, die wir hier zu verleben hofften. Welcher Art Idylle das sein würde, sollte uns bald klar werden. Alles war glücklich zur Stelle, die Soldaten hatten Waffen und Gepäck abgelegt, die Trägerlasten waren an der angewiesenen Stelle zusammengetragen, die Reittiere an den den Platz umsäumenden Bäumen angebunden, und wir selbst waren damit beschäftigt, mit Hilfe unserer

Soldaten die Zelte aufzurichten, da reißt sich ein Pferd vom Halfter los und entflieht im schnellsten Galopp mitten durch die Menschen hindurch in die Steppe; gleichzeitig werden auch alle anderen angebundenen Reittiere unruhig, zerren an ihren Stricken, schlagen wie toll um sich oder werfen sich zu Boden und versuchen sich zu wälzen, so weit das die Halfter zulassen. Und schon ergreift die Unruhe auch die Menschen, Träger und Soldaten stieben nach allen Richtungen auseinander und auch wir Europäer ergreifen das Hasenpanier, als ob der böse Feind uns die Schärfe seiner überlegenen Angriffswaffe zu kosten gegeben hätte. Und wer war dieser so ganz unvermutet wie Bieten aus dem Busch hervorbrechende Feind? Ein Schwarm wilder Bienen, der in einem hohlen Baum des von uns zum Lager ausgewählten Platzes seine Honigfabrik betrieb und sich in seinem süßen Handwerk durch uns gestört fühlte, als ein angebundenes Maultier an der Leine zernte und den Baum zu schütteln begann. In schneidiger Angriffslust übertrifft die wilde Biene der heißen Zone ihre mehr gesitteten, schon fast zum Haustier gewordenen Verwandten Europas um ein ganz Bedeutendes, und der Mann muß noch geboren werden, dessen Heldenmut so weit geht, vor einem angreifenden Bienenschwarm nicht Fersengeld zu geben. Wie aber sollten wir die armen angebundenen Reittiere vor der Wut der kleinen Angreifer retten? Es gelang endlich dadurch, daß einige Soldaten sich in Wolldecken dicht einhüllten und so an die gefährdeten Tiere heraneilend mit scharfen Messerschnitten die Stricke durchtrennten. Die armen Tiere waren über und über zerstoßen; auf dem Fell zeigte sich eine Beule neben der anderen, und nach einigen Stunden, als das ihnen durch die Bienenstiche eingespitzte Gift zur Wirkung aufs Herz kam, machten sie den Eindruck todkranker Geschöpfe.

Mein eigenes Maultier erlag in der folgenden Nacht dem Bienengift, während sich die übrigen gestochenen Tiere allmählich wieder erholten und nach einigen Tagen wieder dienstfähig waren. Nachdem sich die erste Wut der Bienen ausgetobt, wurden schleunigst die Lasten aus der unheimlichen Nachbarschaft weggeholt und nach einem anderen inzwischen ausgesuchten Lagerplatz geschafft, der dicht am Flußufer gelegen und auch von Bäumen beschattet war, die aber, wie wir uns vorher überzeugt hatten, nicht von ungestlichen Bienen bewohnt wurden. Und trotzdem sollten wir auch hier unseres Lebens nicht froh werden. Mitten in der Nacht wurden wir von Wanderameisen (Siafus) überfallen. Diese Ameisenart zieht zu Hunderttausenden, dicht zusammengedrängt, in etwa handbreitem Zuge dahin. Nicht selten ereignet es sich, daß der harmlose Reisende auf dem schmalen durch die Steppe sich hinwindenden Kegerpfad unbeabsichtigt in einen solchen Ameisenzug hineintritt, der die Störung nicht ungerächt hinnimmt. Mit unglaublicher Schnelligkeit klettern die mit gewaltigen Reißzangen bewehrten Insektchen an den Beinen des unglücklichen Wanderers in die Höhe und dringen bis unter die intimsten Kleidungsstücke vor. Wütend schlagen sie ihre Zangen in die Haut ein und verbeißen sich darin so fest, daß man sie beim Abnehmen zerreißt und der Kopf in der Wunde haften bleibt. Die Erzählungen der Eingeborenen, daß angebundene Tiere und wehrlose Menschen (Säuglinge, Kranke oder gefesselte Gefangene) unter Umständen den Angriffen der Ameisen erliegen, scheinen keineswegs unglaublich. Wo die Ameisen Nahrung wittern, da löst sich der Zug auf, überschwemmt die ganze Örtlichkeit und zerstört mit seinen kräftigen Bauwerkzeugen alles, was die süße Speise umschließt, mögen das Holzkisten sein, Matten, Hanffäcke, Lederschläuche oder

was denn sonst. So war der neue Feind beschaffen, der uns im neuen Lager aus dem Schlummer aufweckte. Unbarmherzig drang er in die Zelte ein, fand den Weg unter die Decken der Feldbetten und die Kleider der auf ihnen ruhenden Schläfer, und unsere Proviantkisten waren schwarz von einem lebenden und wimmelnden Ameisenüberzug. Wir versuchten uns durch Feuerbrände gegen die ungebetenen Gäste zu wehren, indem wir rings um das Lager herum an den Stellen, wo die Ameisenhaufen am dicksten wimmelten, Reisigbündel entzündeten und längere Zeit in Brand erhielten, und es gelang dadurch in der That, an einer abermaligen Verlegung des Lagers vorbeizukommen, die wir schon in Erwägung zogen, die aber in der Nacht nicht so ganz einfach durchzuführen war. Nachzügler der Ameisen blieben natürlich auch so noch genug übrig, uns auch die weitere Nachtruhe noch zu stören, aber nach Tagesanbruch verschwanden sie allmählich, so daß nur mehr die Asche der verbrannten Reisigbündel an das Abenteuer der Nacht erinnerte.

Die Missionsstation Tununguu war eine blühende Niederlassung. Den Kern der ganzen Anlage bildeten die Wohnhäuser und Magazine der europäischen Missionare mit der schönen Kirche; auf einer nach allen Seiten abfallenden Hügelkuppe gelegen, war sie mit Leichtigkeit in eine Festung zu verwandeln, was wir im Hinblick auf den Zweck unserer Anwesenheit mit Genugthuung bemerkten. Nur die Wasserfrage mußte für den Fall einer längeren feindlichen Einschließung Sorge machen, da alles Trinkwasser aus dem unten vorbeifließenden Kufu heraufgeholt werden mußte. Dicht an den Gebäudekomplex der Missionare lehnte sich ein Negerdorf an, das von der Mission gegründet und von bekehrten Eingeborenen bewohnt wurde.



Photogr. von Gebr. Haeckel, Berlin.

Auf dem Vormarsch im Bußch.



Auf dem Vormarsch im Busch.

Photogr. von Gebr. Haeckel, Berlin.

Bibliothek
der
Lesehalle in Bremen

Aus den Aufschlüssen, die wir von den Missionaren erhielten, mußten wir erkennen, daß die Gefahr, die der Mission und den benachbarten Bezirken von den Masitis drohte, allerdings eine ganz erhebliche war. Die Masitis seien nicht etwa eine in sich abgeschlossene Völkerschaft, sondern der Begriff sei eine Sammelbezeichnung für eine Reihe im Innern angeessener Stämme, die, den Sulus verwandt, vor Generationen aus Südafrika in die südlichen Bezirke des inneren Deutsch-Ostafrika eingewandert seien und die eingesehene Bevölkerung vernichtet resp. verdrängt hätten, und die jahraus, jahrein ihre streitbare junge Mannschaft bis auf weite Entfernungen hinaus auf Raubzüge auszusenden pflegten. Südlich von Rufidji würden diese Räuber unter dem Sammelnamen „Magwangwara“ zusammenbegriffen, während man weiter nördlich von „Masitis“ rede. Hauptstämme der Masitis seien die Wamahenge und die Wabehe, deren übler Einfluß sich auf ihre unmittelbaren Nachbarn insofern bemerkbar mache, als diese die Sitten und Gebräuche der Eindringlinge angenommen hätten und mit ihnen gemeinschaftliche Sache machten. Man bezeichne diese letzteren als „Masitiaffen“. Die vorjährigen Raubzüge nach Usaramo, denen Gravenreuth bei Zombo ein blutiges Ende gemacht habe, seien das Werk der Wamahenge-Masitis und der Masitiaffen von Kiffaki gewesen, und jetzt seien es wieder die letzteren, die Anstalten zu neuen Raubzügen träfen. Vor einigen Wochen hätten sie zwei durchreisende Leute der Mission gefangen gesetzt und einen dritten mit der höhrenden Botschaft von der Gewalttat und mit der drohenden Mitteilung nach Tununguu zurückgesandt, daß sie demnächst die Gegend der Mission aufs neue heimsuchen und alle Menschen, Europäer wie Eingeborene, totschiagen würden.

Die Lehre von Tombo war also vergessen und eine neue Lektion notwendig. Zu einem direkten Vorstoß nach Mahenge war unsere Expedition mit ihren zwei Kompagnien zu schwach, wohl aber schienen wir stark genug, den Mafitiaffen von Nissaki einen Besuch abzustatten und sie für ihre frechen gegen die Mission ausgesprochenen Drohungen zur Rechenschaft zu ziehen. Wir mußten vorbeugen und durften hoffen, daß eine Schlag auf Schlag die Mafitiaffen treffende Bestrafung auch in Mahenge bekannt werden und den Gelüsten der eigentlichen Mafitis Zügel anlegen würde, bis wir zur gelegeneren Zeit mit diesen selbst unsere Rechnung begleichen könnten. Einstweilen erhielten die Wamahenge die schriftliche Aufforderung, innerhalb eines Monats durch Abgesandte in Bagamoyo ihre bedingungslose Unterwerfung anzukündigen, widrigenfalls ihnen dasselbe Schicksal beschert sein würde, das wir jetzt über ihre Freunde in der Landschaft Nissaki zu verhängen gezwungen wären.

Am 16. Juli 1890 um 6½ Uhr morgens marschierten wir mit fliegenden Fahnen und unter Trommelschlag von Tununguu ab. Die Missionare winkten uns von ihrem Berge Abschiedsgrüße zu. Zum Schutz war ihnen vom Expeditionschef eine Besatzung von 1 weißen Unteroffizier und 20 Sudanesen zurückgelassen worden. Während des Marsches hatten wir zweimal beträchtliche Flüsse zu durchschreiten, welche vom Ugurugebirge dem Kufu-Kingani zuströmen. Um 1 Uhr wurde beim Dorfe Magogoni angesichts des bis 1500 Meter ansteigenden Gebirges das Lager bezogen.

Am folgenden Morgen mußte gleich nach dem Aufbruch der Luwa, ein Nebenfluß des Kufu, durchschritten werden, der zwar nicht sehr breit war, dafür aber tiefeingeschnittene, steile Ufer und viel Wasser hatte, so daß namentlich das Hinüberbringen der Reittiere einige Arbeit machte. An

den Fluß schloß sich ein weit überschwemmtes sumpfiges Gelände an, das wir, über eine halbe Stunde lang bis zu den Knien im Wasser wattend, zu durchqueren hatten. Nachdem der Sumpf glücklich überwunden war, betraten wir eine sich wohl eine Stunde weit vor uns ausdehnende Fläche, die mit hohem Steppengras bewachsen war, das über den Köpfen unserer sich hindurchwindenden Karawane zusammen- schlug und durch Abhaltung jeglichen Luftzugs die erstickende Hitze doppelt empfinden ließ. Dabei war der zweifellos auch vor kurzem noch überschwemmt gewesene Pfad durch Flußpferde und sonstiges Wild derart zertreten, daß unsere Reittiere bei jedem Schritt in ein Loch hineinstolperten. Um 11 Uhr wurde mitten in der Steppe am Ufer des Mvua- flusses Halt zum Abkochen gemacht, da wir nach Aussage der uns von der Mission mitgegebenen Führer beim Weiter- marsch in der Wildnis ohne Wasser zu übernachten ge- zwungen sein würden. Nach zweistündiger Rast brachen wir wieder auf, durchquerten zunächst wieder längere Zeit über uns zusammenschlagendes Steppengras, setzten dann über ein kleines Flößchen, dessen Ufer massenhaft Wildspuren aufwies und gelangten damit in ein Gebiet, das geradezu als ein Dorado für Jäger bezeichnet werden mußte. Vor uns breitete sich eine große Ebene aus mit kürzerem saftigen Gras. Wohin wir blickten in näherer und weiterer Ent- fernung, überall standen große Rudel von Antilopen, Gnus, Zebras usw. An Nahrung konnte es uns also nicht fehlen, wenn in unserer Karawane auch ca. 400 Mäuler gestopft werden mußten. Ein feister Zebrahengst wurde als erster zur Strecke gebracht und lieferte sowohl uns Europäern wie auch unseren Soldaten und Trägern für das um 6 Uhr abends mitten in der Steppe errichtete Lager ein saftiges Nachtmahl. Wo viel Wild ist, da gibt es auch viele Raub-

tiere. Zum Schutze dagegen umgaben wir unser Lager mit einer dichten Umzäunung aus dornigem Steppenbusch und unterhielten während der ganzen Nacht ein großes Feuer. Am nächsten Morgen erzählten unsere Wachen, daß in der Nacht an verschiedenen Stellen im Umkreise des Lagerplatzes Löwen gebrüllt hätten. Wir Europäer hatten davon nichts gehört. Nach den Strapazen des Tages schläft man auch in der Löwen bergenden Steppe Afrikas ruhig wie in Abrahams Schoß.

Am nächsten Tage schien der Wildreichtum der Gegend noch beträchtlich zu wachsen. Wieder durchzogen wir üppige Grasebenen, auf denen zahllose Antilopen-, Gnu-, Büffel- und Zebraherden grasten, und auf der wir in weiterer Entfernung auch wieder einen Giraffentrupp sahen. So ungefähr mag es im Garten Eden ausgesehen haben, als am fünften Tage nach des Schöpfers Willen allerhand Getier seine Fluren bevölkerte. Um 10 Uhr kamen wir an den Mgazibach, der bei nur geringer Breite so tief war, daß er nicht durchwaten werden konnte. Die Menschen überschritten ihn auf zwei Brücken, die einfach aus je einem Baumstamm bestanden, der an Ort und Stelle gewachsen und beim Fällen so über den Bach gefallen war, daß dadurch eine Verbindung der beiden hohen Ufer entstand. Nur die dichtesten Zweige waren entfernt worden, während die stehengebliebenen Aststümpfe den durchkletternden Reisenden als willkommene Stützpunkte für die Hände dienen konnten. Die Reittiere mußten trotz der Krokodilgefahr durch schwimmende Leute geleitet den Bach gleichfalls schwimmend durchqueren. Mit dem Überschreiten des Mgazi kamen wir in feindliches Gebiet. Zunächst noch Steppe, verwandelte sich das Gelände bald in Felder, die dem Dorfe Mgeta am gleichnamigen Quellfluß des Ringani angehörten, wo die Leute

der Mission festgehalten worden waren. In den üppigen Mais- und Hirsefeldern war das Getreide strichweise von Elefanten zertreten und vernichtet.

Um 1 Uhr nachmittags standen wir vor dem verrammelten Dorfeingange. Schon beim Annähern hatten wir auf dem Wege verschüttetes Mehl gefunden, was die Vermutung in uns weckte, daß die Dorfbewohner von unserem Anmarsch Kunde bekommen hätten und Hals über Kopf geflohen seien, und in der That, als wir die Palisadentür des Dorfeingangs erbrochen und das Dorf betreten hatten, fanden wir das letztere leer wie ausgestorben. Nur ein einziger Mensch trat uns entgegen, der aber zu den Dorfbewohnern gar nicht gehörte, sondern dorthin gekommen war mit der ausgesprochenen Absicht, uns zu erwarten. Es war der Sohn des Bagamoho-Zumben Bangiri.

Von allen Dorfchefs des Küstenbezirks, die während des Araberaufstandes zur Fahne Buschiris gehalten hatten, war Bangiri der einzige, der seinen Frieden mit den Deutschen noch nicht gemacht hatte. Es mag wohl Furcht gewesen sein, was ihn bisher von der Heimkehr in sein Heimatdorf abgehalten hatte, trotzdem der deutsche Stationschef von Bagamoho ihm einen Pardonbrief ausgestellt und durch Boten hatte überbringen lassen. Als elender Flüchtling hielt er sich in der Gegend verborgen, die unsere Expedition jetzt betreten hatte. Jetzt mußte er uns im Innern erscheinen sehen, um die gefürchteten Mafitis zur Ruhe zu verweisen und diese letzteren, auf deren Freundschaft und Schutz er gebaut, vor uns zurückweichen. Da mochte er sich doch des Pardonbriefes erinnern, und dieser Brief war es denn auch, den uns Bangiris Sohn bei unserem Eintritt in das Dorf Mgeta als Schutzschild entgegenhielt, so daß wir sofort über seine Person wie über den Zweck

seines Daseins unterrichtet waren. Die angebotene Unterwerfung Bangiris wurde unsererseits ohne weiteres angenommen unter der Bedingung, daß er selbst mit seinem ganzen Anhang am nächsten Morgen zu uns stoße und mit uns nach Bagamoho zurückkehre. Seine frühere Parteinahme für die aufständischen Araber solle ihm bei weiterem Wohlverhalten verziehen sein.

Das verlassene Dorf bot uns für die nächsten Tage eine erwünschte Unterkunft. Die farbigen Soldaten und Träger, die bisher während der ganzen Expedition unter freiem Himmel genächtigt, ließen sich in den verlassenen Hütten ohne weiteres häuslich nieder, und der bei der eiligen Flucht der Bewohner in den Hütten zurückgelassene Proviant an Mais, Negerhirse, Mehl usw. wanderte ohne weiteres in die Kochtöpfe, wozu das von dem gestern erlegten Zebra noch übriggebliebene Fleisch und die in den Dorfgassen aufgegriffenen Hühner die erwünschte Beilage lieferten. Die Dorfbefestigung, die mit hinreichenden Sicherheitsposten besetzt wurde, gewährte für die Nächte Sicherheit gegen feindliche Menschen und Raubtiere, so daß wir ruhig der weiteren Entwicklung entgegensehen konnten.

Am nächsten Morgen erschien Bangiri mit seinen Leuten, froh, auf so billige Weise den Frieden und die Möglichkeit der Rückkehr in sein Heimdorf erreicht zu haben. Übrigens lag der Vorteil doch nicht so ganz allein auf seiner Seite, auch wir zogen unmittelbaren Vorteil aus der Situation, insofern wir durch Bangiri und seine Leute Verbindung mit den entflohenen Dorfbewohnern bekamen. Sie wurden durch Abgesandte, die Bangiri stellte, dringend aufgefordert, bis spätestens zum nächsten Morgen zurückzukehren und sich wegen der gegen die Mission und die Europäer ausgestoßenen Drohungen zu verantworten, widrigenfalls sie strengste Be-

strafung und dabei in erster Linie die Zerstörung ihres Dorfes, das bereits in unserer Macht, zu erwarten hätten.

Diese Bestellung erreichte die flüchtigen Dorfbewohner richtig, hatte aber nicht den gewünschten Erfolg, so daß der Expeditionschef beim Abmarsch am nächsten Tage die angedrohte Zerstörung des Dorfes wirklich mußte ausführen lassen. Was blieb ihm anderes übrig? Im Busch, wo die feindlichen Dorfbewohner sich verborgen hielten, konnten wir ihnen nichts anhaben. Die Lehre von Tombo hatten sie vergessen. Wohin die Mafitis selbst als Feinde kommen, da wüthen sie unbarmherzig mit Feuer und Speer; Schonung ist ihnen ein unbekannter Begriff. Unseren Abzug ohne Hinterlassung eines Denktzettels wäre von ihnen als Schwäche gedeutet, hätte ihnen den Kamm noch mehr schwellen lassen und somit die Gefahr für die Mission Tununguu und das arme Usaramo noch verstärkt.

Nach zweitägigem Aufenthalt marschierten wir am 20. Juli bei Tagesanbruch in der Richtung nach dem Rufidji ab, wobei Pangiri den Führer abgeben mußte. Mit der Örtlichkeit selbst nur unvollkommen vertraut, brachte er uns zunächst auf einen falschen, ins Dickicht führenden und dort plötzlich endenden Pfad, und siehe da! dort stieß unsere Vorhut auf ein Lager der geflüchteten Dorfbewohner, welche letztere sofort Hals über Kopf unter Zurücklassung von Mehl, Hühnern usw. die Flucht in den für uns unzugänglichen Busch ergriffen. An eine Verfolgung war nicht zu denken. Nach einigem unsicheren Umhertasten fand Pangiri den richtigen Weg. Sehr groß war die heutige Tagesleistung nicht. Schon um ½10 Uhr mußten wir der Wasserverhältnisse wegen den Marsch beim Dorfe Kitarengue abbrechen. Da auch hier die Bewohner wieder geflohen waren, vermutlich weil auch sie wegen ihrer Teilnahme an

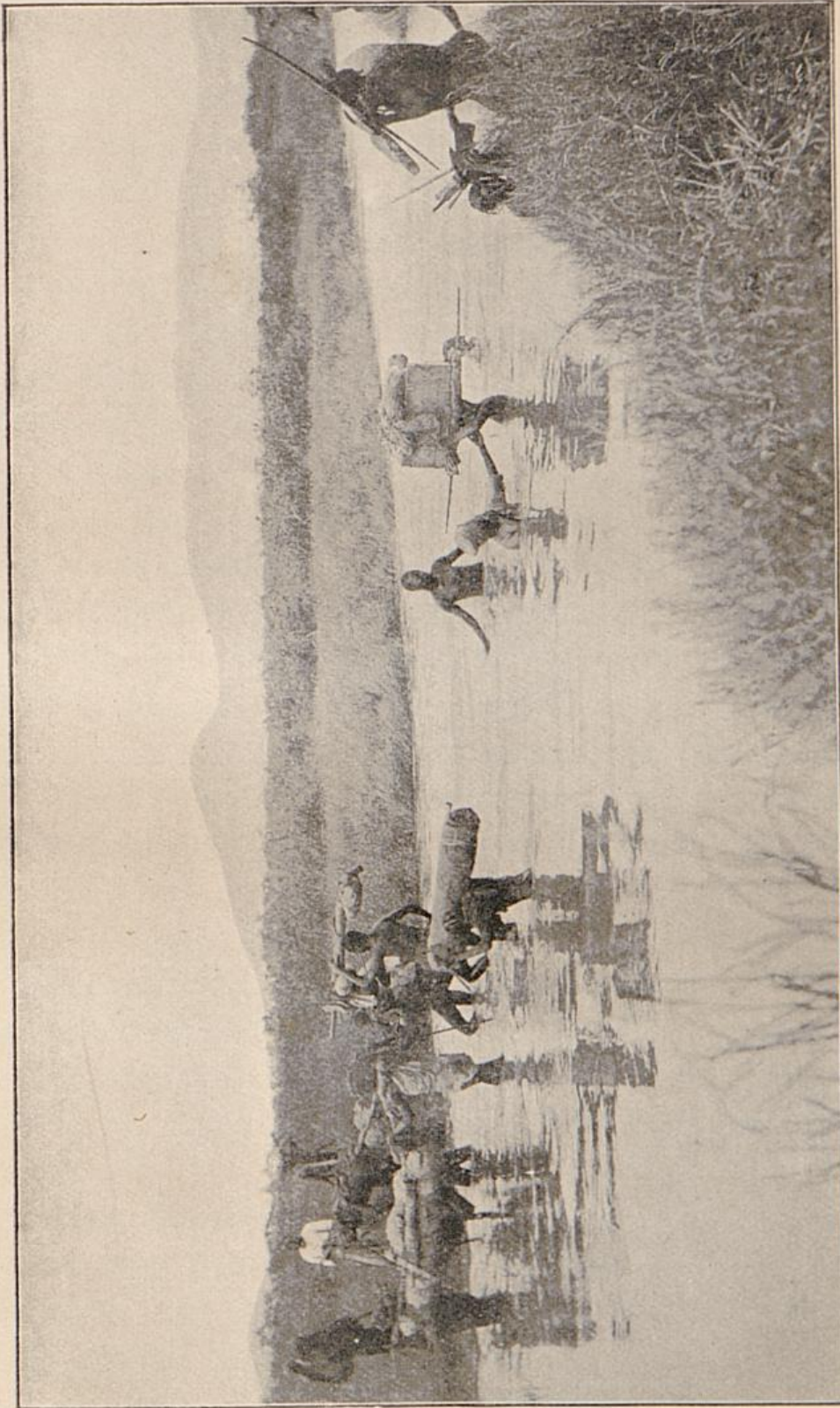
den Raubzügen ein schlechtes Gewissen hatten, genossen unsere Leute auch hier die Wohlthat, in den verlassenen Dorfhütten Schutz vor der Kühle der Nacht zu finden.

Der mitgeführte Proviant ging allmählich zu Ende. Um so glücklicher traf es sich, daß der Wildreichtum der Gegend sich noch zu steigern schien. Antilopen-, Gnu-, Büffel- und Zebraherden mit Hunderten von Tieren belebten die Steppe, wohin sich unser Auge auch wandte. Während des Weitermarsches wurde ein schwerer Gnubulle erlegt, und da es uns im Dorfe Behobehe, bei dem wir die nächste Nacht lagerten, auch gelang, von den Eingeborenen etwas Getreide und Reis sowie Eier und Hühner zu kaufen, war für die nächsten Tage wieder Überfluß an Nahrung vorhanden.

Bei Behobehe liegt der englische Afrikareisende Johnstone begraben. Wir fanden sein Grab in vollkommen verwahrlostem Zustande, inmitten des Buschdickichts von Dornengestrüpp überwuchert. Der Platz wurde gesäubert und der frisch aufgeschüttete Grabhügel mit einem Kreuz aus Baumzweigen versehen.

Bei Behobehe holten uns Abgesandte des vor einigen Tagen von uns verbrannten Dorfes Mgeta ein und baten im Namen des Häuptlings um Frieden. Die Zerstörung des Dorfes hatte also die beabsichtigte Wirkung gehabt. Es wurde ihnen bedeutet, daß der Häuptling in eigener Person zu erscheinen und seine bedingungslose Unterwerfung anzuzeigen habe, widrigenfalls die Verbrennung seines Dorfes nur der Eingangssakt des ihm drohenden Trauerspiels gewesen wäre.

Zwischen Behobehe und dem Rufidji erstreckt sich eine große menschenleere Steppe, durch die kein Weg und Steg führte. Eingeborene Jäger von Behobehe, die sich an Land-



Photogr. von Gebr. Haeckel, Berlin.

Übergang über den Rufu.



Photogr. von Gebr. Haeckel, Berlin.

Übergang über den Rufu.

Bibliothek
der
Lesehalle in Bremen

marken zurechtzufinden wissen, übernahmen es gegen entsprechende Belohnung, uns in dieser Wildnis als Pfadfinder zu dienen. Dichter Busch fehlt fast ganz, dagegen recken überall vereinzelt stehende Steppenbäume und Sträucher ihre dürrn, knorrigen und dornigen Zweige zum Himmel. Der Boden ist mit trockenem, aber nahrhaftem Gras bedeckt. Mitten in der Steppe liegen mehrere große flache Seen, deren Ufer weithin mit dichtem Schilf bewachsen sind. Der Wildreichtum war ein ganz enormer. Nach Tausenden zählten die Antilopen, Zebras, Gnus, Schweine, Giraffen, Büffel usw., die uns täglich zu Gesicht kamen, ganz zu schweigen von den Wasservögeln, die in dichten Schwärmen über den Seen freisten oder auf dem Wasserspiegel lagen, wie Reiher, Pelikane, Flamingos, Gänse, Enten, und von den Flußpferden, die sich im Wasser tummelten. Lebhaft erinnerte ich mich der beredten Schilderungen, die ich in Brehms Tierleben über den Wildreichtum der südafrikanischen Ebenen gelesen hatte. Unvergeßlich ist mir ein Eindruck, den ich gleich am ersten Tage unseres Verweilens in dem Wild = Dorado hatte, als in noch nicht hundert Meter Entfernung eine nach vielen Hunderten zählende Gnuherde in sausendem Galopp an unserer Karawane vorbeistürmte, so daß der Boden erdröhnte und der Staub aufgewirbelt wurde, als wenn ein ganzes Kavallerieregiment zur Attacke anreitet.

Ohne Aufenthalt bewegte sich unsere Karawane vorwärts, und nur insoweit durften wir Europäer unserem Jagdeifer die Zügel schießen lassen, als wir rechts und links von der Karawane uns nur soweit entfernen durften, daß wir diese letztere stets im Gesicht behielten, weil nur die an ihrer Spitze marschierenden Pfadfinder die einzuschlagende Richtung kannten. Und trotzdem mußten wir

das aufregende Ereignis erleben, daß einer unserer Offiziere verloren ging und in der Wildnis längere Zeit umherirrte.

Soeben war durch einen glücklichen Blattschuß aus einer unserer Büchsen ein Gnu zur Strecke gebracht, was Veranlassung gab, der Karawane eine kurze Rast zu gönnen, während der das erlegte Tier zerlegt und das Wildbret für die Mitnahme zurechtgemacht werden sollte. Die Marschkolonne, die sich bis dahin im langgestreckten Gänsemarsch vorwärts bewegt hatte, schloß enge auf und versammelte sich im Schatten eines größeren Baumes. Der Aufenthalt währte etwa eine halbe Stunde. Als weitermarschiert werden sollte, war unser Kamerad K., der kurz vor dem Halt seitwärts von der Karawane auf Wild geschossen und diesem gefolgt war, nicht zur Stelle. In der Hoffnung, daß er uns bald einholen würde, setzten wir unseren Marsch fort. Nach Zurücklegung einer längeren Strecke erreichten wir das Ufer des ersten der bereits oben erwähnten Schilfseen. Kamerad K. hatte sich noch nicht wieder eingefunden und die Sachlage wurde nun ungemütlich, da mit jedem weiteren Vorrücken die Entfernung zwischen uns und dem verirrten Offizier größer werden mußte. Der Expeditionschef entschloß sich deshalb, trotzdem unsere Tagesaufgabe noch nicht ganz erledigt war, um 11½ Uhr den Weitermarsch abzubrechen und am Seeufer Lager zu beziehen. Die Tageszeit schritt weiter vor. Um 3 Uhr nachmittags gingen drei starke Patrouillen eingeborener Soldaten unter je einem farbigen Unteroffizier vom Lager ab, um nach dem verloren gegangenen Offizier zu suchen. Für sein Auffinden wurde eine Belohnung von 20 Kupien (ca. 30 Mark) in Aussicht gestellt. Beim Dunkelwerden ließ der Expeditionschef eine Kompanie antreten und mehrere Salven abfeuern, auch

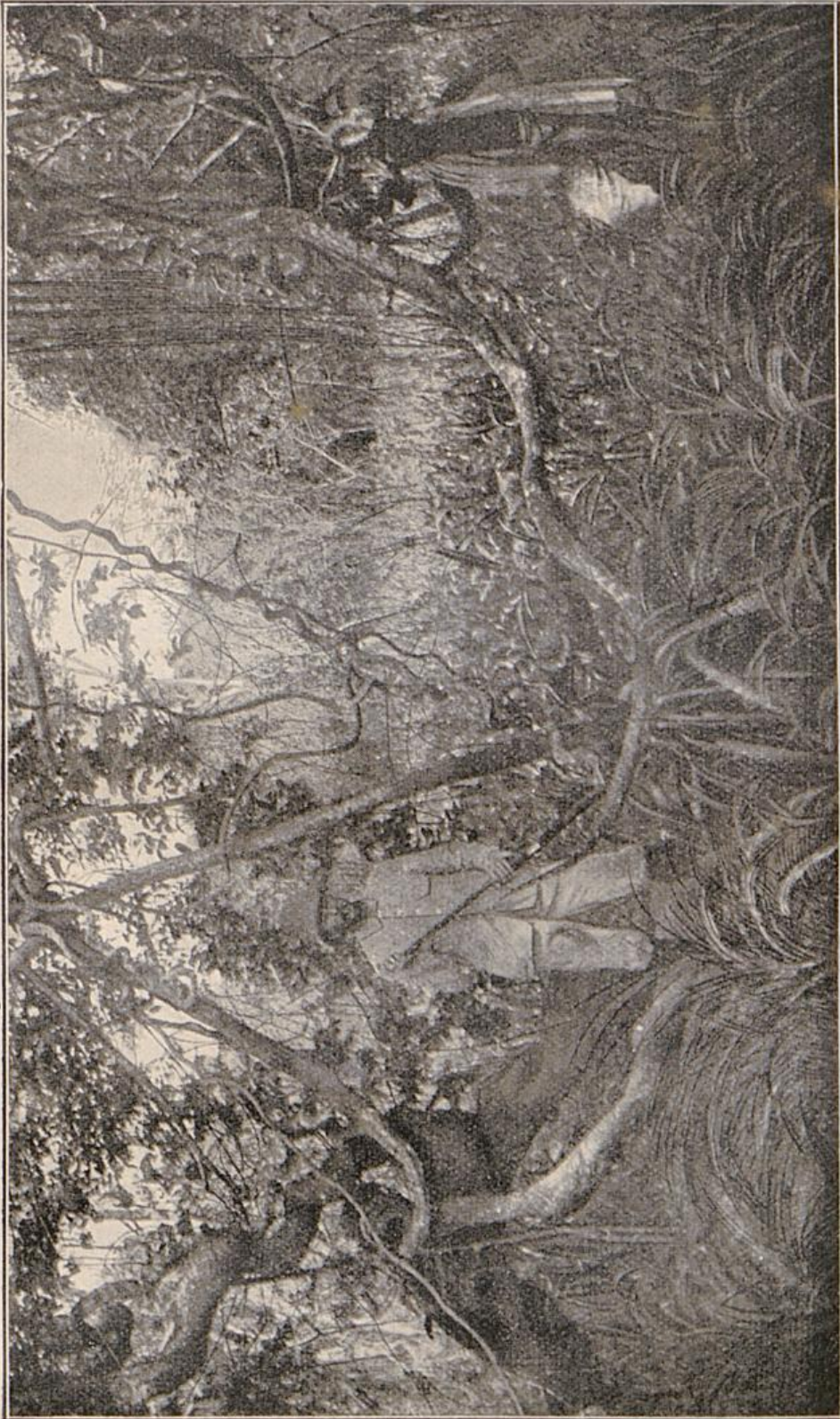
einige Kanonenschüsse abgeben in der Hoffnung, daß der Schall zu dem Verirrten hingetragen werden und ihm die Wegrichtung andeuten könne. Gleichzeitig wurde im Lager auch ein gewaltiger Holzstoß entzündet, der in die dunkle Nacht weit hinausleuchtend unseren Lagerplatz kenntlich machen und uns selbst vor dem nächtlichen Besuch von Löwen und sonstigen Raubtieren schützen sollte, an denen die Steppe gleichfalls überreich war. Zwischen 8 und 9 Uhr kamen die ausgesandten Patrouillen eine nach der anderen zurück, ohne eine Spur von dem Verirrten gefunden zu haben. Ihnen selbst hatte der Schein unseres Lagerfeuers das Auffinden des Rückwegs in der Dunkelheit erleichtert. Eine der Patrouillen hatte im Schilf des Seeufers einen gewaltigen Seeadler überrascht und ergriffen und brachte ihn gefesselt und gebunden mit ins Lager. Wie konnte sich ein so scharfblickender Raubvogel von Menschen mit der Hand fangen lassen? In der Nacht ertönten in nächster Nähe unseres Lagers die Stimmen der Wildnis und erhöhten unsere Sorge um den verirrten Kameraden.

Der Morgen des 23. Juli brach an. Ein Weitermarsch ohne Freund K. war ausgeschlossen. Wieder wurde ein Zug Soldaten unter einem farbigen Offizier auf die Suche geschickt in die Richtung, aus der wir gestern gekommen waren, und ein weißer Offizier erhielt Befehl, mit seiner Kompagnie um den See herum bis zu einem bestimmten Punkt am jenseitigen Ufer zu marschieren, von wo wir nachts einen Feuerschein glaubten bemerkt zu haben, und von diesem Punkt aus durch Patrouillen nach dem Verirrten suchen zu lassen. Jede Patrouille sollte in Zwischenräumen von etwa einer Viertelstunde Salven feuern, um sich dadurch weithin bemerkbar zu machen. Die für das Auffinden unseres Kameraden ausgesetzte Belohnung wurde auf 100

Rupien (ca. 150 Mark) erhöht, die jeder einzelne Mann der Patrouille erhalten solle, die ihn heimbringe.

Ohne den gewaltigen Wildreichtum der Gegend würde unsere Karawane bei dem unfreiwillig verlängerten Aufenthalt in der Steppe mit Nahrungsorgen zu kämpfen gehabt haben, so aber mangelte uns nichts, ja die fleischlüsternen Mwanhamwesiträger müssen unser Steppenlager geradezu für einen Festplatz gehalten haben, in dem es hoch herging. Der Neger ist mehr oder weniger Vegetarier, d. h. Vegetarier aus Zwang, da ihm Fleisch im allgemeinen zu teuer zu stehen kommt. Mehlbrei, Reis und Früchte sind seine Hauptnahrung, zu denen der Küstenneger, wenn es hoch kommt, noch ein Stückchen Fisch nimmt, der billiger zu er- stehen ist. Nur bei festlichen Gelegenheiten wird eine Ziege oder ein Schaf geschlachtet. Expeditionsführer, die ihren Trägern von Zeit zu Zeit ein Schlachtthier schenken oder deren Büchse Wildbret liefert, können von ihren Leuten alles erwarten, ohne befürchten zu müssen, im Stich gelassen zu werden. Alle Strapazen sind vergessen, sobald Fleisch im Topf brodelt. Dann zeigt der Neger einen Appetit und dann vermag er Fleischmassen zu vertilgen, die ins Unglaubliche gehen. Wie gefräßig dann der Mwanhamwesi sein kann, dafür möge folgendes Vorkommnis des heutigen Tages zeugen.

Zur Erlangung von Fleisch hatten sich mehrere von uns in der Nähe des Lagers auf die Jagd begeben, jeder einzelne begleitet von einem farbigen Soldaten und einem Träger. Um uns nicht gegenseitig zu stören, hatten wir verabredet, der eine solle nach rechts, der andere nach links pirschen und gewissermaßen eine große Schleife schlagend nach etwa einer Stunde zum Lager zurückkehren. So konnten unsere Kreise sich höchstens in der Nähe des letzteren berühren. Die



Auf der Jagd im Dickicht.



Auf der Jagd im Dickicht.

Bibliothek
der
Lesehalle in Bremen

Jagd war ergiebig genug, so daß ich nicht länger, wie beabsichtigt war, unterwegs zu bleiben brauchte. Als ich mich wieder dem Lager näherte, erblickte ich plötzlich nahe vor mir eine Antilope, die sich unter einem Strauche hervorzuarbeiten suchte, ohne vom Boden hochzukommen, und als ich herantrat, sah ich, daß es ein angeschossenes Tier war, das mittels eines Baststricks — an den Strauch angebunden war. Ich gab dem Tiere den Fangschuß und vermehrte damit meine Jagdbeute, die ich ins Lager brachte. Dort löste sich das Rätsel, das mir die angebundene Antilope aufgegeben hatte, und zwar fand sich die Auflösung in der Gefräßigkeit der Mwanhamwesi. Ich war in den Kreis hineingeraten, in dem vor mir ein anderer Offizier gejagt hatte. Dieser hatte dort auf Antilopen geschossen, nach seiner Ansicht auch ein Tier getroffen, dann aber nicht gefunden. Der ihn begleitende Mwanhamwesi, der dem wunden Tier auf die Fährte gesetzt war, war angeblich ohne Resultat zurückgekommen, d. h. „angeblich“, denn in der Tat hatte er das schwer weidwunde Tier gefunden, es schleunigst mit einem Baststrick an einen Strauch gebunden und war dann mit der harmlosesten Miene von der Welt zu seinem Herrn zurückgekehrt, dem er den wahren Tatbestand verheimlichte mit dem stillen Hintergedanken, später seine Beute unbemerkt ins Lager abzuholen und sie dann ganz allein zu „fressen“.

Um ½11 Uhr kehrte der frühmorgens ausgeschickte Askari-zug zurück, und zwar mit dem verloren gewesenen Kameraden K. Eine aus drei Mann bestehende Patrouille des Zuges war ihm begegnet und hatte sich damit die ausgesetzte Belohnung verdient. Herr K. war tags zuvor bis 1 Uhr mittags auf der Suche nach uns in der Steppe umhergeirrt. hatte dann die Hoffnung, uns zu finden, aufgegeben, und

versucht, nach unserem letzten Lagerplatz beim Dorfe Behobeho zurückzugelangen, wobei er die Richtung auf das am Horizont aufragende Ulugurugebirge einschlug, und wunderbarerweise! er hatte das Glück, mit Hilfe des ihn begleitenden und sich in der Wildnis doch immerhin noch besser zurechtfindenden Askaris Behobeho zu finden, woselbst er gegen 9 Uhr abends todmüde, halb verdurstet und halb verhungert eintraf. Bei den Dorfbewohnern hatte er gastliche Aufnahme, Speise und Trank, und für die Nacht Unterkunft in einer Negerhütte gefunden und sich sodann in aller Frühe unter der sicheren Führung eines ortskundigen Jägers aufgemacht, um uns zu suchen, und dabei waren ihm die unsererseits ausgesandten Soldaten begegnet. Die Freude über sein Erscheinen war sowohl bei Weißen als auch bei den schwarzen Soldaten groß; viele der letzteren drängten sich an ihn heran, ihm die Hand zu küssen, ein schöner Beweis für die Anhänglichkeit der farbigen Soldaten an ihre weißen Offiziere.

Unserem Abmarsch hätte nun nichts mehr im Wege gestanden, wenn auch die auf das jenseitige Seeufer entsandte Kompagnie wieder zurückgewesen wäre. Diese aber hatte Befehl, das Suchen nach dem Verirrten gegebenenfalls bis zum Abend fortzusetzen und erst mit Dunkelwerden ins Hauptlager zu uns zurückzukehren. Zeit hatten wir nicht mehr zu verlieren, da der Expeditionschef sich vorgenommen hatte, an einem bestimmten Termin in Sansibar zurück zu sein. Er beschloß deshalb nachmittags, auch ohne die detachierte Kompagnie aufzubrechen, indem er auf dem Lagerplatz ein Zelt und in demselben Proviant für einen Tag zurückließ, bei dem eine Patrouille die Kompagnie erwarten und ihr den Befehl zustellen sollte, uns am nächsten Tage mit möglichster Beschleunigung des Marsches zu folgen.

Wer hätte denken können, daß auch daraus wieder weitere Verzögerung entstehen würde?

Wie geplant brachen wir um 3 Uhr nachmittags auf. Während des Marsches hörten wir vielfach Salven der detachierten Kompagnie zu uns herübertönen. Man suchte dort also noch immer nach dem Kameraden, der jetzt bei uns in Sicherheit war. Nach 1½stündigem Marsche kamen wir an einen zweiten großen Steppensee, in dem zahlreiche Flußpferde herumspielten, und auf dessen Wasserspiegel große Scharen von Wasservögeln dahinschwammen. Über dem See zogen mehrere Adler ihre majestätischen Kreise. Nahe am Ufer lag ein totes Gnukalb, an dem Geier ihre ekelhafte Mahlzeit abhielten, wobei sie die nackten Köpfe tief in die Eingeweide versenkten. Erst als wir dicht herangekommen waren, erhoben sie sich und flogen einem nahen Baume zu, wo sie unser Vorüberziehen abwarteten, um dann zu ihrem Nasgericht zurückzukehren. Wir umzogen das westliche Ufer des Sees und lagerten nach dreistündigem Marsche am südlichen Ufer. Kaum waren wir mit der Einrichtung des Bivaks fertig geworden, als sich bald nacheinander zwei je fünf Mann starke Patrouillen der detachierten Kompagnie bei uns einfanden, die sich zu ihrer eigenen Kompagnie nicht zurückzufinden vermocht hatten und ganz durch Zufall auf uns gestoßen waren. Sie waren durchaus nicht unschuldig an ihrem eigenen Verirren, da sie statt nach dem verirrten Europäer auszuschnauen sich durch das viele Wild zum Jagen hatten verführen lassen, was klar dadurch bewiesen wurde, daß sie zwei Glenantilopen, die sie erlegt hatten, mitbrachten. Wozu auch die Salven nutzlos nur als Signale in die Luft verknallen, da jede Patrone ein Stück Wild zur Strecke und damit in den Kochtopf bringen konnte!

Das unerwartete Auftauchen der beiden Patrouillen war uns sehr fatal. Natürlich konnte die detachierte Kompagnie, wenn ihr zehn Mann fehlten, nicht ohne diese zu unserem alten Lagerplatz, wo sie die zurückgelassene Patrouille und das stehengebliebene Zelt erwarteten, zurückkehren und uns, wie befohlen worden, von dort am nächsten Morgen nachfolgen. Und wer konnte Gewähr leisten, daß die Kompagnie außer den zehn Mann, die zu uns gestoßen waren, nicht noch mehr Leute vermißte? Eine heillose Verwirrung! Unsere Behobeholeute aber waren durch keine noch so hohe Belohnung dafür zu gewinnen, noch in der Nacht die Verbindung mit dem alten Lagerplatz und mit der detachierten Kompagnie herzustellen aus Furcht vor den Löwen, die in der wildreichen Steppe vorhanden waren. Wir mußten uns in Geduld fassen.

In der Nacht schallten häufig aus der Richtung, in der die detachierte Kompagnie stand, Gewehrsalven zu uns herüber; auch brannte dortselbst wieder ein gewaltiger Scheiterhaufen, kein Zweifel, daß die Kompagnie nun auch wegen der nicht zurückgekommenen Patrouillen in Sorge war.

Bei Tagesanbruch wurde von uns die Mitteilung hinübergesandt, daß die dort fehlenden zehn Mann sich bei uns befänden, die Kompagnie solle sich nunmehr unverzüglich mit uns wieder vereinigen. Nach etwa drei Stunden verstummten die Salven drüben, woraus wir schlossen, daß unsere Patrouille bei der Kompagnie eingetroffen sei, daß der Weg von dort zu uns aber mindestens drei Stunden beanspruche und wir früher die Ankunft der Kompagnie nicht erwarten könnten. Also abermals ein Tag nutzlos für die Expedition verloren!

Um 9 Uhr vormittags näherte sich ein Trupp Eingeborener unserem Lager. Es war zu unserer Verwunderung der Häuptling des von uns 20. Juli zerstörten Dorfes Mgeta mit Gefolge, der sich nun, nachdem vor einigen Tagen bei Behobebo seine Gesandtschaft kurz abgewiesen war, selbst einfand, um seinen Frieden zu erbitten. Als Geschenk für uns führte er drei Ziegen mit sich. Diese konnten uns nun allerdings nicht viel nützen, denn ein erlegtes Gnu lieferte der Karawane mehr Fleisch als alle drei Ziegen zusammen, und die Birsche des Vormittags lieferte nicht weniger wie sieben Stück davon. Auf die Frage, weshalb er bei unserem Erscheinen vor seinem Dorfe mit samt seinen Leuten geflohen sei, antwortete er: „Ja, Herr! wenn der Löwe kommt, flieht eben jedes Tier.“ Daß er im vorigen Jahre an dem Raubzuge der Mafitis durch Usaramo beteiligt gewesen und bei Tombo mit gegen Grabenreuth gefochten habe, bestritt er, ebenso wie er die neueren Drohungen gegen die Europäer und insbesondere gegen die Mission Tununguu einfach ableugnete. Damit fand er bei uns allerdings keinen Glauben und es wurde ihm das klipp und klar ausgesprochen. Strafe habe er verdient und die würde ihm nicht geschenkt werden. Eigentlich hätten wir vorgehabt, ihn zu fangen und in Ketten an die Küste mitzunehmen, da er aber durch sein freiwilliges Erscheinen beweise, daß er sein früheres Verhalten bereue, solle die Strafe milder ausfallen. Mit drei elenden Ziegen könne er sich allerdings nicht loskaufen, dazu bedürfe es größerer Mengen Elfenbein. Er solle jetzt vorläufig heimgehen und mit seinen Leuten schleunigst das von uns zerstörte Dorf wieder aufbauen, dann aber nach Bagamoyo kommen und das als Buße und Tribut von ihm verlangte Elfenbein abliefern. Wehe ihm, wenn er sich in der Folge noch einmal auffässig erweisen würde! Wir würden nicht

nur wiederkommen und ihm abermals sein Dorf zerstören, sondern ihn selbst an den eigentlich schon jetzt verdienten Galgen hängen.

Durch die Unvorsichtigkeit der schon wieder mit ihren Fleischtöpfen am Feuer beschäftigten Träger entstand dicht beim Lager ein Steppenbrand, der uns aber nicht sonderlich genierte, da die Windrichtung Feuer und Rauch nach der abgewandten Seite fortleitete. Ein solcher Steppenbrand ist im allgemeinen harmloser als allgemein geglaubt wird. Große Werte fallen ihm kaum zum Opfer. Zumeist ist es nur das dürre Gras, das verbrennt. Das Feuer schreitet in der Windrichtung knisternd am Boden fort, züngelt hie und da einmal an einem dürren Baum in die Höhe und erlischt schließlich, nachdem eine größere Fläche vom Grase kahlgebrannt ist, wobei wohl der starke Nachttau eine Rolle spielt. Schwarz gebrannt liegt dann der Boden da, und jeder Windstoß wirbelt die leichte Pflanzenasche in die Luft, aber nach dem ersten Regen sprießt frisches Gras hervor und verwandelt die vordem dürre Steppe in üppige Weide. Die harten Steppenbäume und dornigen Sträucher widerstehen dem Feuer verhältnismäßig gut, wenn auch einmal hier und da ein als Nutzholz zu gebrauchender Stamm etwas stärker angekohlt wird. Im übrigen könnte er mangels Transportmittels doch nicht aus der Steppe weggebracht werden, so daß sein Wert fast gleich Null ist. Vielfach wird den Steppenbränden die Schuld beigemessen, daß in Ostafrika geschlossener Wald so selten vorkommt; das mag richtig sein, denn mit dem Gras verbrennt zweifellos auch der noch zarte Nachwuchs der Bäume; wenn man es deshalb aber dem Eingeborenen als ein frivoles Handeln auslegt, daß er oft mit bewußter Absicht die Steppe anzündet, so vergift man, daß das Feuer auch viele Insekten und ihre Brut ver-

nichtet, die als Schädlinge des Ackerbaues die Ernte der Eingeborenen bedrohen. Man denke nur an die ungeheuren Heuschreckenschwärme, die ihre Urheimat in der Steppe haben und von dort hervorbrechend ganze Landschaften aus blühenden Gefilden in kahle Wüsteneien verwandeln.

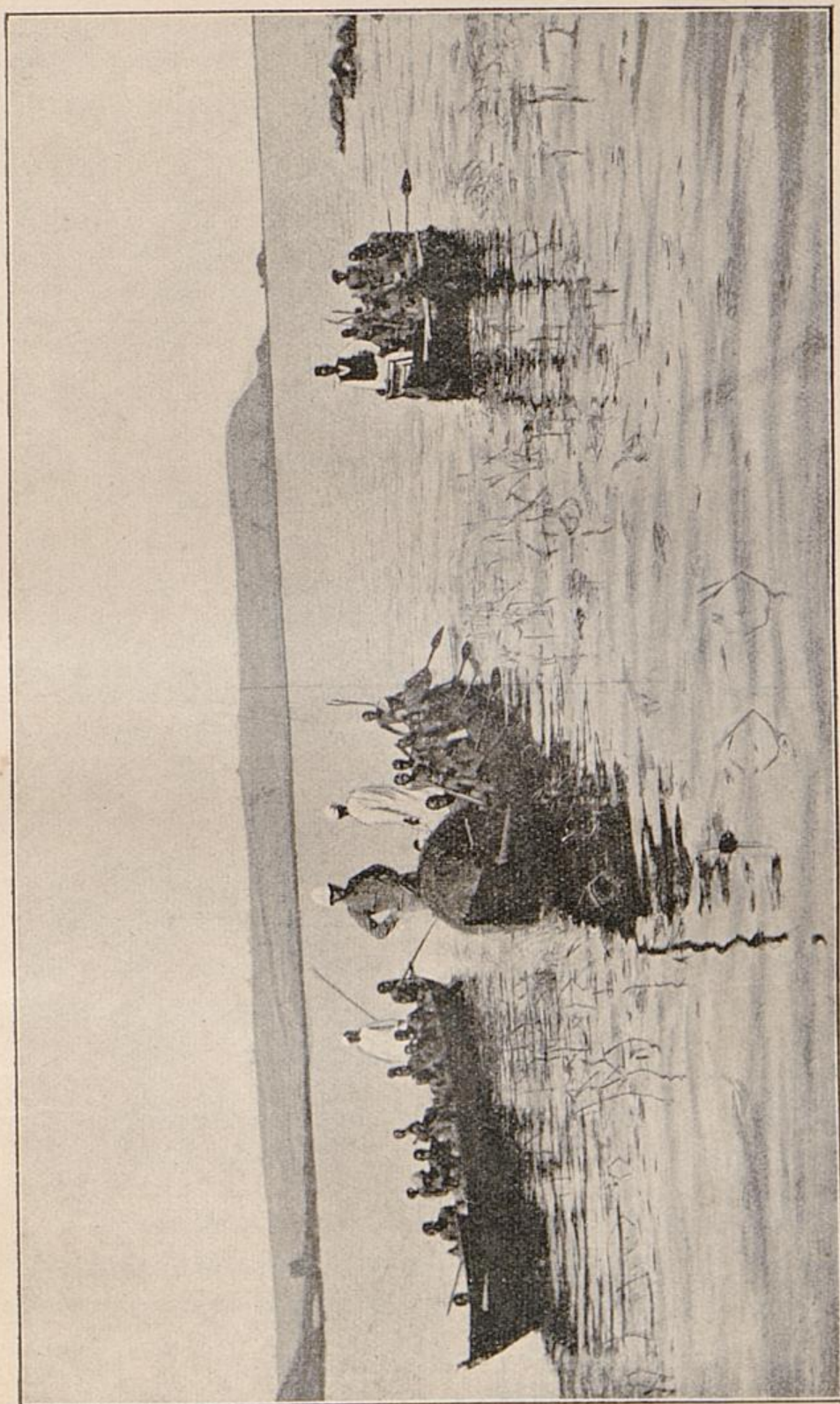
Um 1 Uhr traf die detachierte Compagnie glücklicherweise mit allen ihren Leuten bei uns ein. Wir waren endlich wieder beieinander versammelt, und um den Tag nicht ganz zu verlieren, traten wir um 3 Uhr nachmittags doch noch den Weitermarsch an, um nach 2¼ Stunden an einem dritten Steppensee abermals zu bivakieren.

Beim Weitermarsch hatte sich am nächsten Morgen die Expedition kaum in Bewegung gesetzt, als wir ein wüstes Schreien und Schimpfen vernahmen, das von nahe vor uns unter einem großen Baume herüberschallte. Dort bemerkten wir beim Näherkommen eine große Gesellschaft von Pavianen, die sich nach rechts in die Büsche schlugen, während nach links ein starkes Wildschwein davonhumpelte. Mit zwei Kugeln wurde es erlegt. Das Tier hatte sich mit den Affen herumgebalgt oder war vielmehr von diesen überfallen und verprügelt worden, wobei die Angreifer leichtes Spiel hatten, da dem Unglückschwein ein Hinterlauf aus dem Gelenk herausgedreht war, so daß der Knochen aus der Wunde hervorragte. Die Verletzung war nicht etwa frisch bei dem heutigen Kampf mit den Affen entstanden, sondern, wie man aus dem ganzen Aussehen der Wunde schließen mußte, bereits älteren Datums.

Der Marsch führte uns noch an einem vierten und fünften Schilfsee vorbei, immer quer durch die wildreiche Steppe ohne Weg und Steg, dann kamen wir auf einmal auf einen von Menschen getretenen Pfad, der von dem letzten See nach dem Kusidji hinführte. Seitdem bekamen wir Wild und

selbst Spuren von solchem nicht mehr zu sehen. Um 8½ Uhr kamen wir an den Rufidji, den größten Fluß Deutschostafrikas, und marschierten an seinem Ufer stromabwärts noch weiter, bis wir um 11 Uhr am Flußufer das Lager aufschlugen. Zum erstenmal seit fünf Tagen trafen wir hier wieder eine menschliche Niederlassung, deren Insassen bald zu uns Vertrauen faßten. Im Laufe des Nachmittags brachten sie allerhand Getreide und Mehl ins Lager, und es entwickelte sich ein lebhafter Markt, da unsere Leute in der Wildnis fast nur von Fleisch gelebt hatten und jetzt die Vegetabilien um so lieber einkauften.

Der Rufidji ist ein mächtiger Strom. Dort, wo wir an ihn herankamen, hatte er mindestens die Breite der Elbe bei Magdeburg. Das Ufer war auf unserer Seite hoch und fiel fast senkrecht ab, ein Zeichen dafür, daß der Strom in der Regenzeit große Wassermassen führen muß, die das Ufer unterspülen und schließlich die überhängenden Partien zum Abstürzen bringen. Das jenseitige Ufer war mehr flach und muß in der Regenzeit weithin überschwemmt werden. Inmitten des Flusses erheben sich zahlreiche Inseln über den Wasserspiegel oder vielmehr Sandbänke, die oft menschliche Hütten trugen. Es war uns anfangs nicht recht verständlich, wie sich Menschen auf diesen nackten, jedes Pflanzenwuchses baren Inseln ansiedeln konnten, die bei jedem stärkeren Anschwellen des Wassers überschwemmt werden mußten, wobei die ärmlichen Hütten der reißenden Flut unmöglich widerstehen konnten. Die Erklärung fand sich darin, daß die Bewohner einzig und allein aus Furcht vor den räuberischen Masitis auf den Inseln Zuflucht suchten, daß sie sich nur dort sicher fühlten und daß sie lieber alljährlich die vom Hochwasser weggerissenen Hütten auf den Sandbänken neu aufbauten als daß sie am hohen Flußufer in



Photogr. von Gebr. Haeckel, Berlin.

Überfegen über den Rufidji-Strom.



Photogr. von Gebr. Haeckel, Berlin.

Übersetzen über den Rufidji-Strom.

Bibliothek
der
Lesehalle in Bremen

der steten Gefahr lebten, von Räubern überfallen und erschlagen zu werden.

Der Rufidji beherbergt zahlreiche Krokodile. Nachmittags saßen wir vor unserem Zelte am überragenden Ufer-
rand und schossen nach den vorüberschwimmenden Reptilen. Weidmännisch mag das nicht gewesen sein, aber das Krokodil ist auch nicht jagdbares Wild, sondern einfach verderbliches Ungeziefer.

Auch der nächste Marschtag führte uns am Rufidjiufer entlang. Unterwegs wurde ein farbiger Soldat von einem schweren Blutsturz befallen und mußte in der Hängematte weitergetragen werden. Mittags lagerten wir bei Mtansa, woselbst ein Eingeborenen-Kanu den Verkehr über den Fluß nach dem anderen Ufer vermittelt. Hier entschloß sich der Expeditionsführer, für seine Person mit einigen Leuten als Bedeckung in Eilmärschen nach Dar es Salam zu gehen, um noch mit der demnächst abgehenden Europapost seine Berichte nach Berlin abschicken zu können. Die Expedition selbst erhielt Befehl, über den Fluß zu setzen und unter Leitung des Chefs Kamjah nach Kilwa zu gehen, um ein Bild von den Zuständen im Hinterland dieses erst vor wenigen Monaten durch Major von Wissmann befriedeten Küstenbezirks zu gewinnen. Das war eine neue Aufgabe für die Expedition; die Erkundung gegen die Mafitis war mit unserem Eintreffen am Rufidji beendet.

Das Ergebnis läßt sich kurz wie folgt zusammenfassen: Das ganze Usaramo, d. h. die ganze Gegend zwischen Ringani und Rufidji, erwies sich durch die vorangegangenen Mafiti-
raubzüge fast ganz entvölkert. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß es nach vollkommener Befriedigung und Sicherung der Küstenzone unsere dringendste Aufgabe sein

mußte, diesen Raubzügen ein für allemal ein Ende zu machen und die Masitis selbst aus wilden Räubern zu friedlichen Ackerbauern umzuwandeln. Mit kleinen Mittelchen war das nicht zu machen. Mit starker militärischer Macht mußten sie in ihren eigenen Sizen aufgesucht werden, ihr Widerstand mußte, koste es, was es wolle, gebrochen werden, wobei schwere Kämpfe zu erwarten waren, und schließlich mußten ihnen feste Zwingburgen mitten in ihr Land gesetzt werden, die, mit starken Garnisonen belegt, jedes Aufklackern der alten Liebe zum Räuberleben mit gepanzerter Faust erstickten. Dazu war unsere diesmalige Expedition zu schwach und es war auch gar nicht ihr eigentlicher Zweck gewesen; deshalb waren wir auch nicht nach Mahenge und Uhehe, den Haupt-sitzen der echten Masitis, vorgestoßen, wohl aber waren wir stark genug gewesen, die bereits wieder zu einem neuen Raubzug sich anschickenden Masiti-Affen von Kiffaki zu bestrafen und zur Ruhe zu verweisen. Der Beschluß stand fest, sobald wie möglich in Kiffaki eine Militärstation anzulegen, während die Generalabrechnung mit Mahenge und Uhehe auf spätere Zeiten verschoben werden mußte, wenn die zurzeit an der Küste noch unentbehrlichen Truppen weiter ins Innere vorgehoben werden konnten. Die spätere Geschichte Deutsch-Ostafrikas hat bewiesen, daß wir die Verhältnisse richtig erkannt hatten.

Über den Rest der Expedition kann ich mich kurz fassen. Am 27. Juli begannen wir in der Frühe das Übersetzen über den Kufidji. Dafür stand zunächst nur ein einziges, nur wenige Leute fassendes Eingeborenen-Kanu zur Verfügung, bis es ausgesandten Spähern gelang, nicht allzuweit von der Übergangsstelle noch vier weitere Kanus zu finden und heranzubringen. In vier Stunden wurde die ganze Expedition ohne Unfall übergesetzt, etwa 350 Menschen,

neun Reittiere, zwei Kanonen, Munitions- und Proviantlasten usw., eine großartige Leistung, wenn man die schwanken, nur aus einem einzigen Baumstamm gefertigten Boote und die Breite und starke Strömung des Flusses in Betracht zieht. Am jenseitigen Ufer wurde zunächst abgekocht und dann der Marsch südwärts angetreten, der uns in acht Tagen nach Kilwa führte.

Am ersten Marschtage wurde der oben erwähnte Soldat von einem zweiten heftigen Blutsturz befallen, dem er diesmal leider zum Opfer fiel. Wir mußten halten und ihn am Wege begraben. Drei Salben über das frische Grab und die Expedition zog weiter. In den Lagern an den versumpften Ufern der Steppenseen müssen Moskitos den Keim zu einem Malariafieber auf mich übertragen haben, das nach dem Übergang über den Rufidji mit großer Heftigkeit ausbrach und mich drei Tage lang unausgesetzt schüttelte. Es bedurfte aller meiner Energie, mich aufrecht auf dem Reittier zu halten und nicht die Hängematte aufzusuchen, die durch den Tod des Askaris frei geworden war. Hohes Fieber, wütender Kopfschmerz, beständiger Brechreiz, der sich oft zum wirklichen Würgen oder Erbrechen steigerte, Unfähigkeit einen Bissen zu essen, unstillbarer Durst und dagegen nichts als schmutziges Pfützenwasser, das etwa 20 bis 25° R warm war, dabei unter den sengenden Strahlen der afrikanischen Sonne täglich sechs bis acht Stunden Marsch durch die Steppe, wobei das hohe Steppengras mir oft über dem Kopf zusammenschlug und jedes kühlende Lüftchen abhielt, — alles das dürfte genügen, aus einem selbstbewußten Menschen ein beklagenswertes Häufchen Unglück zu machen. Und als solches muß ich schließlich auch den Kameraden erschienen sein, wenn ich nach vollendetem Tagesmarsch im Lager auf das Feldbett niedersank oder in der Nacht würgend auf dem Feldstuhl

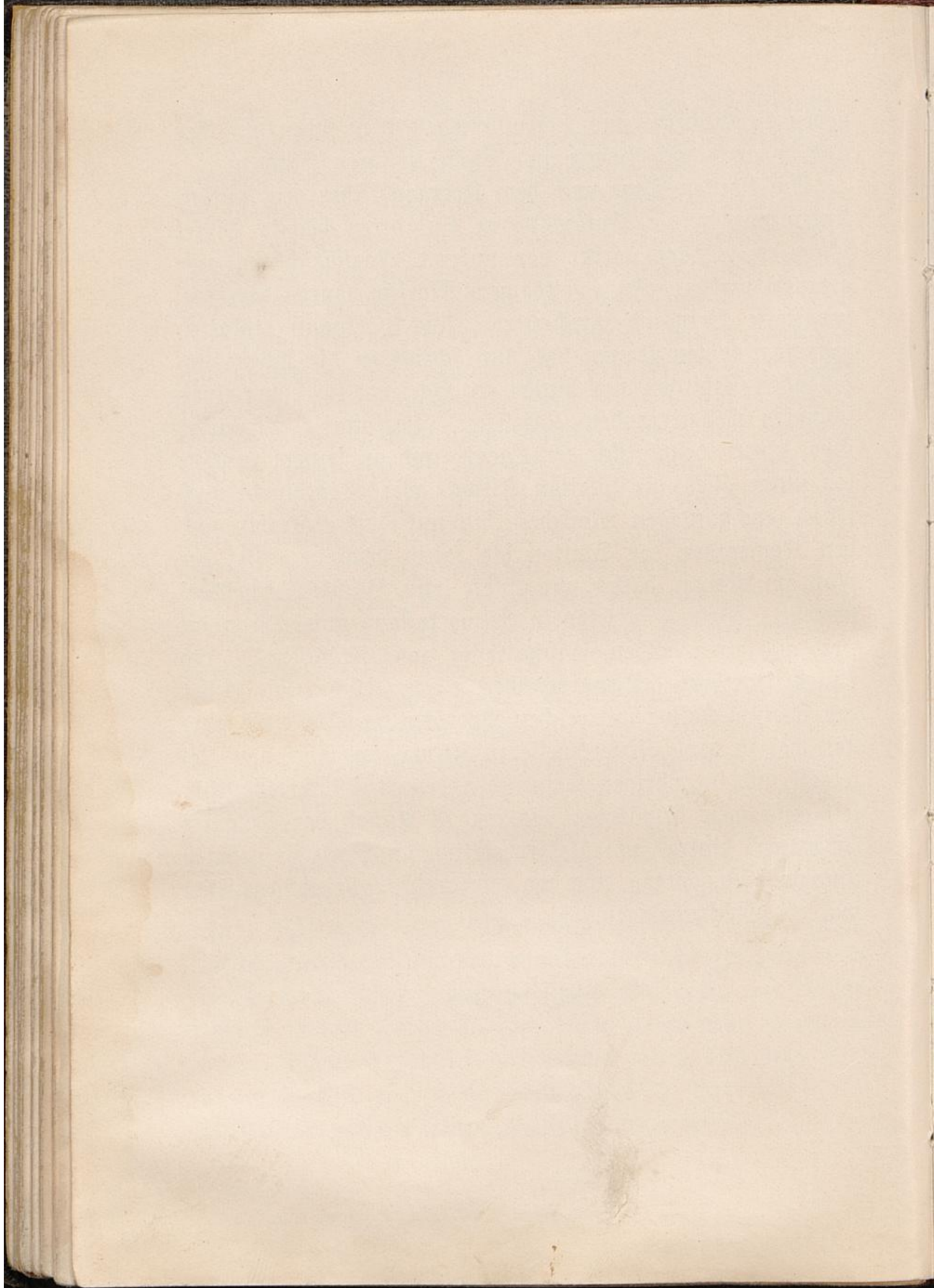
vor dem Zelt saß. Ich sehe im Geiste noch die besorgten Blicke der Kameraden auf mich gerichtet, die an einem für mich besonders schlimmen Tage unweit meines Zeltes stehend sich die Frage vorzulegen schienen, wie lange es noch dauern würde, bis sie mich in ein einsames Steppengrab senken müßten. Jedoch, Unkraut vergeht nun einmal nicht! Meine Konstitution hielt aus, bis die eingenommenen Chinindosen im Kampf mit den in meinem Blut kreisenden Malaria-Plasmodien den Sieg davontrugen. Am vierten Tage fühlte ich mich nach verhältnismäßig guter Nacht besser, so daß ich mit neuen Hoffnungen mein Maultier bestieg, und während des Marsches empfahl sich das Fieber ganz. Matt und schlapp, aber doch wie neugeboren, kam ich ins neue Lager. Der Appetit kehrte wieder, und nach wenigen Tagen blickte ich auf meine Erkrankung nur noch zurück wie auf eine interessante Episode, die sich mit den vielen anderen auf der Expedition erlebten Ereignissen zu einem harmonischen Bild zusammenschloß.

Die von uns durchquerten Bezirke südlich vom Rufidji wiesen im wohlthuenden Gegensatz zu dem durch die Masiti-raubzüge entvölkerten Usaramo eine ziemlich starke Bevölkerung und gut bestellte Felder auf. Inwieweit die Bevölkerung während des Araberaufstandes auf seiten unserer Gegner gestanden, ließ sich schwer beurteilen; oben am Rufidji wird sie schwerlich am Aufstand beteiligt gewesen sein, während die mehr küstenwärts sitzenden Eingeborenen der Matumbiberge und des unmittelbaren Hinterlandes von Kilwa wohl sicher manchen Mann unter den arabischen Fahnen gehabt haben mögen. Ein feindlicher Empfang wurde unserer Expedition nirgendwo zuteil, aber von Vertrauen zu uns war auch kaum etwas zu bemerken. Mit Waffen schienen die Eingeborenen reichlich versehen zu sein;

neben Steinschloß- und Perkussionsgewehren sahen wir hier und da auch noch Bogen und Pfeile in ihren Händen.

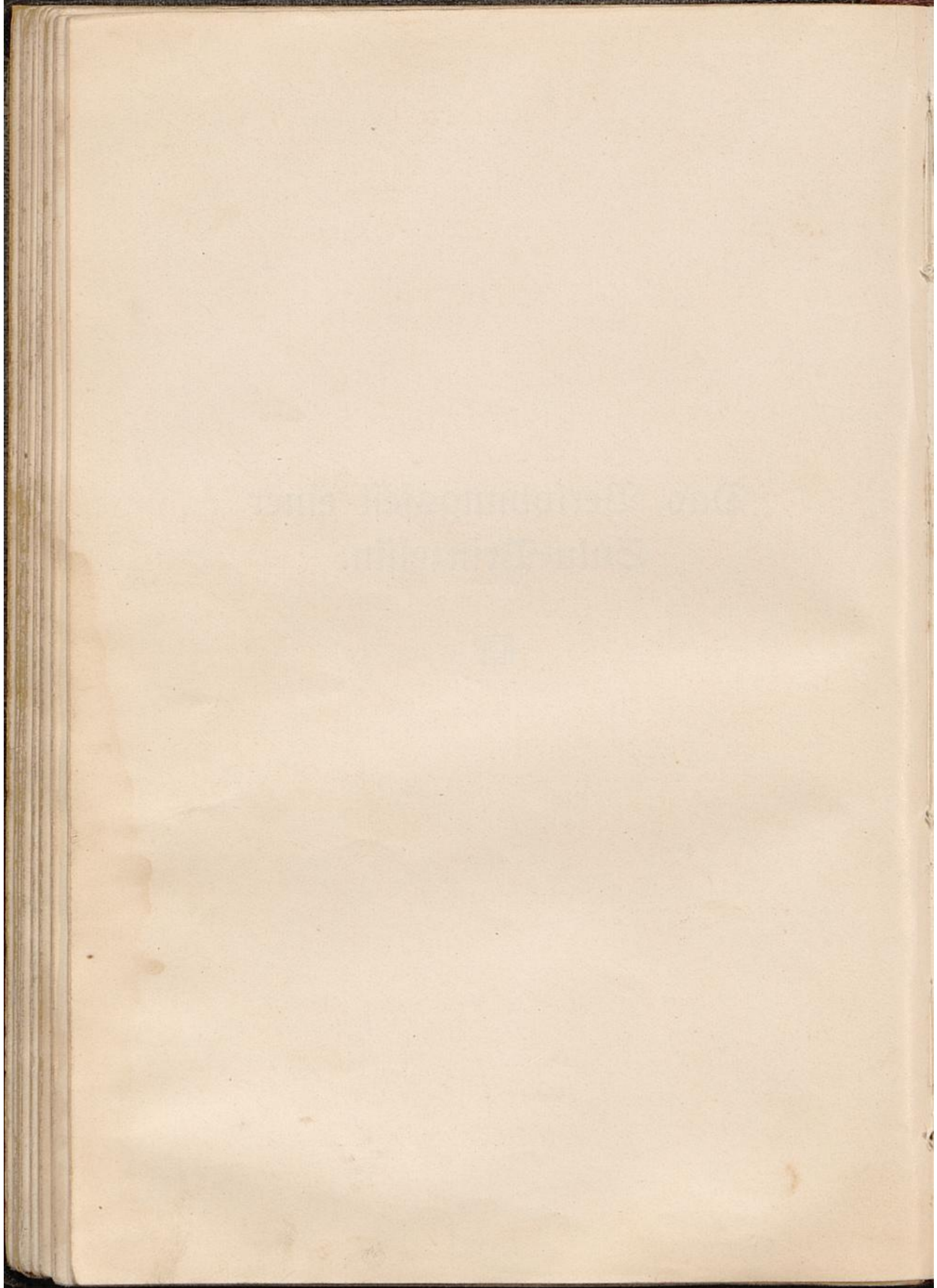
Am fünften Tage nach dem Übergang über den Kufidji traten wir in die Matumbiberge ein, deren höchste Gipfel schon zwei Tage vorher vor unserer Marschrichtung aufgetaucht waren. In zweitägigem Marsche wurde das stark bevölkerte Bergland durchquert. Am 3. August erblickten wir vom letzten Kamm des nun schroff in die Ebene abfallenden Gebirges weit hinten am Horizont im Osten einen schmalen hellglitzernden Streifen. Thalatta! Thalatta! Dort hinten dehnte sich der Ozean, und an seinem Gestade lag unser Ziel, die Station Kilwa, aber es bedurfte noch eines sechsstündigen Marsches, bis wir dort eintrafen und den Kameraden der Station die Hand drückten. Bei der Rast am Morgen hatten wir unsere letzte Büchse Cornedbeef verzehrt. Beim Einrücken in Kilwa bestand unser Proviant noch aus einer halben Flasche Essig, zwei Flaschen Öl und etwas Hartbrot. Demgegenüber waren Küche und Keller der Station Kilwa mit reichen Vorräten versehen. Es ging hoch her in der Offiziersmesse zu Kilwa, wo Chef von Zelowski und die übrigen Kameraden den Ruf ihrer Gastlichkeit aufs neue bewährten, bis am 13. August der Dampfer „Barawa“ eintraf, um die Expedition an Bord zu nehmen und nach Bagamoyo, von wo wir am 7. Juli ausgegangen waren, zurückzubringen.

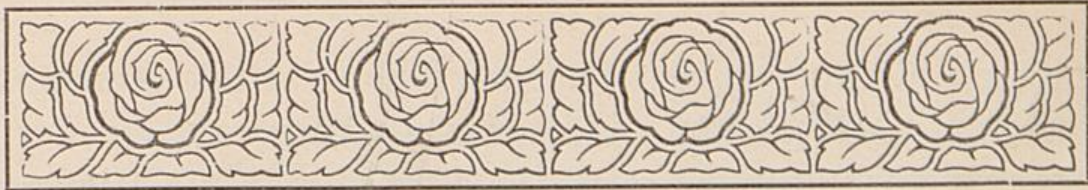




Das Verlobungsfest einer
Sulu-Prinzessin.



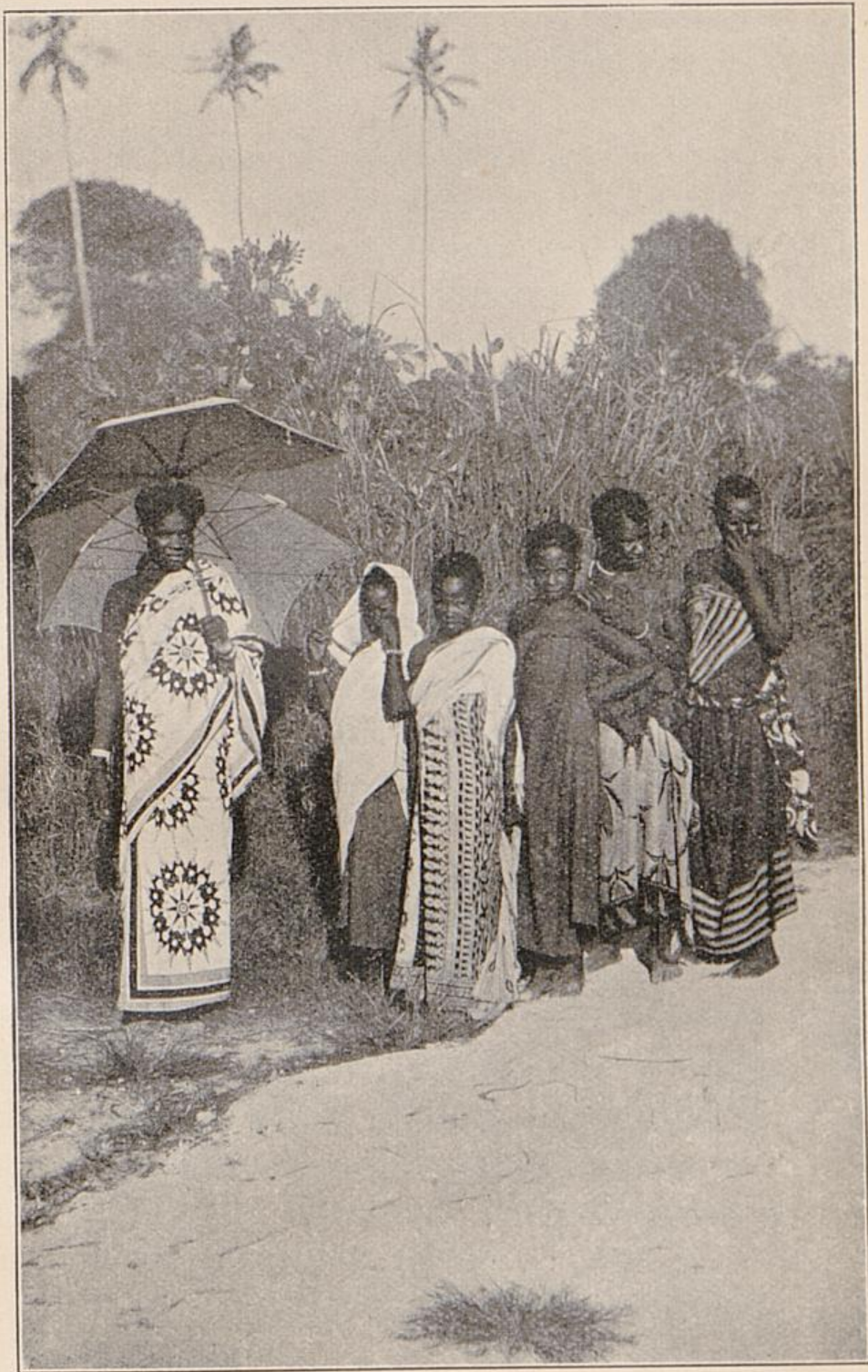




Im Dezember 1891 wurde ich zusammen mit dem damaligen Oberführer Dr. R. W. Schmidt vom Gouvernement von Deutsch-Ostafrika nach Südafrika in die portugiesische Provinz Inhambane entsandt, um dortselbst mit Zustimmung der portugiesischen Regierung bei der Neuanwerbung von Sulusoldaten für unsere ostafrikanische Schutztruppe mitzuwirken. Bei der Gründung der Schutztruppe durch den Reichskommissar Wissmann hatte vor wenigen Jahren der zum selbigen Zweck nach Inhambane geschickte Chef Ramsah einen vollen Erfolg gehabt und in kürzester Frist 350 vortreffliche Rekruten aus den Sulusstämmen des Hinterlandes gewonnen. Die Verhältnisse im Bezirk Inhambane hatten sich seitdem gewaltig verändert. Die gerade damals sich außerordentlich entwickelnde Minenindustrie Transvaals beanspruchte große Arbeitermassen, die zum großen Teil durch Anwerbungen von Farbigen in den benachbarten Bezirken der portugiesischen Kolonie zu hohen Lohnsätzen gewonnen wurden. Demgegenüber waren leider die für unsere neue Anwerbung getroffenen Vorverhandlungen und Abmachungen unseres Gouvernements wenig zweckmäßig, so daß wir uns an Ort und Stelle der veränderten Lage mit gebundenen Händen gegenüber befanden. Unsere Anwerbung war daher

nicht wie die Kamsajische erfolgreich, sondern erlebte geradezu ein glänzendes Fiasko. Die Schwierigkeiten, auf die wir stießen, veranlaßten uns, nicht nur Vermittler in das Hinterland zu schicken, sondern auch selbst die Suludörfer aufzusuchen und bald bei diesem, bald bei jenem Häuptling unser Glück zu versuchen. Ohne militärischen Schutz, nur von einem sprachkundigen Subalternbeamten, den uns die portugiesische Behörde in zuvorkommendster Weise zugeteilt hatte, begleitet, quartierten wir uns in den Dörfern ein und suchten durch Geschenke die Gunst der Häuptlinge zu gewinnen, auch uns beim Volke selbst nach Möglichkeit beliebt zu machen. Täglich brauten wir aus Schnaps und Wasser Bowlen zusammen, die bei den allabendlichen Negertänzen zur Erhöhung der Festesfreude zur Verteilung gebracht wurden. Wenn wir nun auch trotzdem, wie schon angedeutet, nicht die gewünschten Rekruten gewannen, so bekamen wir doch manchen Einblick in die Gebräuche und Sitten der nördlichen Sulustämme, der uns sonst verschlossen geblieben wäre. Das Volk fürchtete uns nicht; es gab sich natürlich, wie es war, und ich muß gestehen, daß ich trotz unseres Fiaskos manche Sympathie für diese „Wilden“ gewonnen habe.

Eines Tages bemerkten wir in dem Dorfe, in dem wir uns gerade befanden, ein geschäftiges Treiben der jungen Welt, als ob diese sich zu großen Begebenheiten vorbereite, und auf unsere Erkundigung wurde uns der Bescheid, daß am Nachmittag in dem benachbarten Dorfe K (der Name ist mir entfallen, tut auch nichts zur Sache) ein großes Fest stattfinden würde, indem dortselbst eine Tochter des mächtigen Häuptlings sich aus den Burschen des Stammes ihren demnächstigen Ehegatten erkieseln würde. Zu diesem Volksfest würden von weit und breit die jungen Leute des ganzen



In Erwartung des Bräutigams.

Bibliothek
der
Lesehalle in Bremen

Stammes zusammenströmen; die Zahl der Gäste würde sicherlich nach Tausenden zählen.

Bei einem solchen Ereignis durften wir nicht fehlen. Bald waren unsere Lasten gepackt und wir auf dem Marsch nach dem Festdorfe. Je mehr wir uns diesem näherten, um so zahlreicher sahen wir Eingeborene einzeln oder in kleinen Trupps demselben Ziel wie wir zustreben. Bei unserem Eintreffen wimmelte das Dorf bereits von festlich geputzten Gästen. Unsere eigene Ankunft schien nicht ungünstig aufgenommen zu werden. Wohl war es dem Häuptling nicht unbekannt, was der eigentliche Zweck unserer Reise durch das Land war, auch war er absolut nicht gesonnen, uns die gesuchten Rekruten zu stellen, aber er mußte wohl glauben, daß die Anwesenheit von Europäern bei dem bevorstehenden Fest sein Ansehen in den Augen seiner näheren und ferneren Stammesgenossen nicht unwesentlich erhöhen würde. Durch einen seiner Vertrauten ließ er uns begrüßen und eine der bekannten bienenkorbförmigen Hütten anweisen, aus der die rechtlichen Inhaber für die Zeit unserer Anwesenheit einfach ermittelt wurden.

Nach der uns erteilten Auskunft mußte bis zum Beginn des eigentlichen Festes noch eine geraume Zeit vergehen. Der lange Marsch durch die afrikanische Steppe hatte begreiflicherweise unseren Appetit geweckt; wir gaben unseren farbigen Dienern den Auftrag, den Frühstückstisch vor der Hütte herzurichten, und wacker begannen wir zu schmausen, ohne uns durch die Hunderte von Zuschauern, die sich im Kreis um uns herumgestellt hatten, stören zu lassen. Die Situation gab zu recht spaßhaften Zwischenfällen Veranlassung. Der Frühstückstisch des europäischen Reisenden enthält vieles, was den Naturkindern Afrikas unbekannt ist. Eins aber kennen sie alle bis weit ins Innere hinein, das ist „Kognak“.

Ein Schluck Kognak ist dem Neger der Inbegriff aller Delikatessen. Um die Leute in guter Stimmung für uns zu erhalten, geizten wir mit Spenden aus unserer Flasche nicht, aber der Mäuler waren doch zu viele, als daß alle hätten bedacht werden können. Da mußte denn die Mixed-Pickles-Flasche aushelfen. Gerade waren wir mit dem substanzioseren Inhalt einer solchen fertig geworden, und nur die kräftige Mosttrichsauce, in der die Pickles eingemacht gewesen, füllte die Flasche noch etwa bis zur Hälfte. Der erste Sulu, dem ein Gläschen dieser Sauce an Stelle des Kognaks kredenzt wurde, verzog zwar mächtig das Gesicht, meinte aber doch, daß auch ein solcher Schnaps nicht zu verachten sei, und schon zankte sich die Menge, wer den zweiten neuartigen Likör schlürfen dürfe. Im Handumdrehen war die Mosttrichsauce verbraucht und damit dem unsoliden Gelage ein einstweiliges Ende gemacht.

Unser portugiesischer Begleiter Don José Forte trug an Stelle der natürlichen Schneidezähne seines Oberkiefers ein künstliches Gebiß und verstand es geschickt, mit der Zunge dieses Gebiß nach vorn vor die Lippen zu schieben und ebenso wieder an seinen Platz zurückzuziehen. Zum größten Staunen der uns neugierig umstehenden Naturkinder produzierte er sich wiederholt in dieser Kunstfertigkeit, damit anfangs Entsetzen, dann aber allgemeine Heiterkeit hervorruhend. Zum Dessert hatten wir uns für unsere Zuschauerforona noch eine Extraüberraschung aufgespart. Wir öffneten einen besonders für solche Zwecke mitgebrachten Beutel, der Kupfermünzen enthielt, und warfen seinen Inhalt unter die Zuschauer, einmal nach dieser, dann nach jener Seite hin. Da kannte die Freude über unser Kommen keine Grenzen mehr; es entstand eine allgemeine Katzbalgerei, und alles, groß und klein, Männlein und Fräulein, stolperte und



Photogr. von Gebr. Haeckel, Berlin.

Sulu-Neger beim Tan3.



Photogr. von Gebr. Hasckel, Berlin.

Sulu-Neger beim Tanz.

Bibliothek
der
Lesehalle in Bremen

fiel über- und durcheinander, um einen Anteil an der unerwarteten Spende zu erwischen.

Inzwischen hatte der Zuzug von Gästen angedauert; es mochten wohl mehrere tausend Menschen im Dorfe versammelt sein, alle festlich geschmückt. Die jungen Männer trugen phantastische Haarfrisuren. Der bahrtsche Raupenhelm seligen Angedenkens schien seine Auferstehung erlebt zu haben, hier jedoch festgewachsen auf den Schädeln von Suluburschen. Die Haare, die seitlich von dem vom Hinterhaupt nach der Stirn emporsteigenden Haarwulst gestanden hatten, waren glatt wegrasiert. Bei anderen Männern sah man ähnliche Haarwülste quer über den Scheitel von Ohr zu Ohrgegend sich hinziehen, während die davor und dahinter gelegenen Partien des Vorder- und Hinterkopfes kahl wie eine Kegelfugel waren. Solche Frisuren sind natürlich nicht das Produkt eines Tages, sondern sie werden monate-, wenn nicht jahrelang sorgfältig herangezüchtet. Die braunen Körper waren mit einer Mischung aus Öl und rotem Laterit gesalbt und glänzten wie frischpolierte Bronze. Bunter Federkopfsputz, um die Schultern gelegte Leoparden- und andere Raubtierfelle wetteiferten darum, die Reize der Träger noch mehr hervortreten zu lassen. Alle Burschen waren mit Schild und Speeren bewaffnet, und ununterbrochen lösten sich die Trupps ab, die vor der Hütte des Häuptlings Kriegstänze ausführten, wozu auf vier großen Trommeln und ebensovielen Sivimba (= zimbelartigen Holzschlaginstrumenten) die Begleitmusik gemacht wurde. Es war ein sinnenbetörender Lärm.

Die weibliche Jugend war nicht weniger zahlreich vertreten und kokettierte gleichfalls im buntesten Festschmuck. Die vollständig unverhüllten bronzefarbenen und von Öl glänzenden Oberkörper bildeten zusammen mit den frischen

neuen Hüfttüchern aus farbigen, phantastisch gemusterten Baumwollstoffen und mit den bunten, aufgespannt getragenen Sonnenschirmen eine reiche Farbensymphonie. Nicht wenige der Schönen trugen in der Hand einen Spiegel, in den sie von Zeit zu Zeit einen bewundernden Blick warfen. Bunte Sonnenschirme und Handspiegel müssen in Südafrika wichtige Einfuhrartikel sein!

Trotz der gewaltigen Menschenansammlung in dem immerhin nur kleinen Dorfe ließ die Ordnung nichts zu wünschen übrig. Nur selten hatten die Unterhäuptlinge, die eine Art Kautschukdiadem im Haar trugen, mit alten Kavalleriesäbeln umgürtet waren und in der Hand einen langen Stab hielten, Veranlassung einzuschreiten. Überall waren diese Ordner in der Menge verteilt. Gegen vier Uhr nachmittags ließ uns der Häuptling mitteilen, daß jetzt die eigentlichen Zeremonien vor sich gehen würden; alles Bisherige sei nur Vorspiel gewesen.

Bis dahin hatte sich der Häuptling selbst in seiner Hütte zurückgehalten. Nun war der Augenblick gekommen, wo er sich dem bewundernden Volke in seiner Glorie zeigen sollte. Eifrigst durcheilen die Unterhäuptlinge das Dorf, die Menge zum Niederknien auffordernd, die Trommeln und Sivimba verstummen. Da öffnet sich die Thür der Häuptlingshütte und heraus tritt Seine Hoheit, ein zusammengeschrumpfter, schmutziger Negergreis. Um die klapprigen Glieder schlottert der Königsmantel, ein langes, schlafrockartiges Gewand aus rotem Flanell mit gelber Lizeneinfassung, übrigens, wie alles an seinem Träger, von recht zweifelhafter Sauberkeit. Als Krone trägt der Häuptling auf dem grauen Haar eine rote, gelb eingefasste Zipfelmütze mit gelber Troddel. Die Nase ziert eine Brille mit dicker Horneinfassung. Ohne ein Wort oder ein Zeichen des Grußes nimmt Seine Hoheit

auf einem alten Rohrstuhl vor der Hütte Platz. Um ihn gruppiert sich die stattliche Zahl seiner Weiber. Lautlos huldigt ihm auf den Knien die Menge. Da öffnet sich die Tür der Hütte abermals, es erscheint die Braut, ein hübsches, gerade erblühendes, etwa zwölfjähriges Negermädchen, eingehüllt in neue bunte Tücher und in der Hand den Spiegel, den sie kokett benutzt. Bei ihrem Hervortreten durchzuckt es die Menge wie ein elektrischer Schlag. Die Trommeln rasseln und übertönen fast den helleren Klang der Sivimba. Alles ist aufgesprungen, schreit, gestikuliert und springt umher wie von der Tarantel gestochen. Unter dem Jauchzen des Volkes wird die Braut auf die Schultern eines herkulischen Negers gehoben und beginnt auf diesem menschlichen Transportmittel einen Umritt durch die Menge. Scharf hält sie Umschau nach allen Seiten. Es gilt, den Glücklichen zu finden, dem sie demnächst als Gattin in seine Hütte folgen soll. Die Brautschau dauerte kaum eine Viertelstunde, da war die Wahl getroffen. Man muß gestehen, das Prinzeßchen hatte einen guten Geschmack. Der Auserkorene war ein hübscher, strammer Bursche, der nun gleichfalls auf den Schultern eines kräftigen Stammesgenossen neben der Braut durch die ihm zujauchzende Menge vor den Schwiegerpapa ritt, der ihn mit einem freundlichen Nicken des Kopfes, aber ohne ein Wort zu sprechen, begrüßte und neben sich auf den platten Erdboden niederhocken ließ.

Eine Braut hatte der Glückliche nun, bis zur Hochzeit hatte es aber, wie uns berichtet wurde, noch lange Zeit. Dafür mußte der Bräutigam zunächst das dem gestrengen Papa zu zahlende Heiratsgut beschaffen, und unter 20 Pfund Sterling gibt ein Sulukönig seine Tochter kaum her. Wo wird der Bräutigam sich diese Summe verdienen? Wird er die Goldbergwerke Transvaals aufsuchen? Wird er bei der

deutschen Schutztruppe in Dar es Salam Dienste nehmen? Eine Zurückweisung hat er von uns nicht zu befürchten.

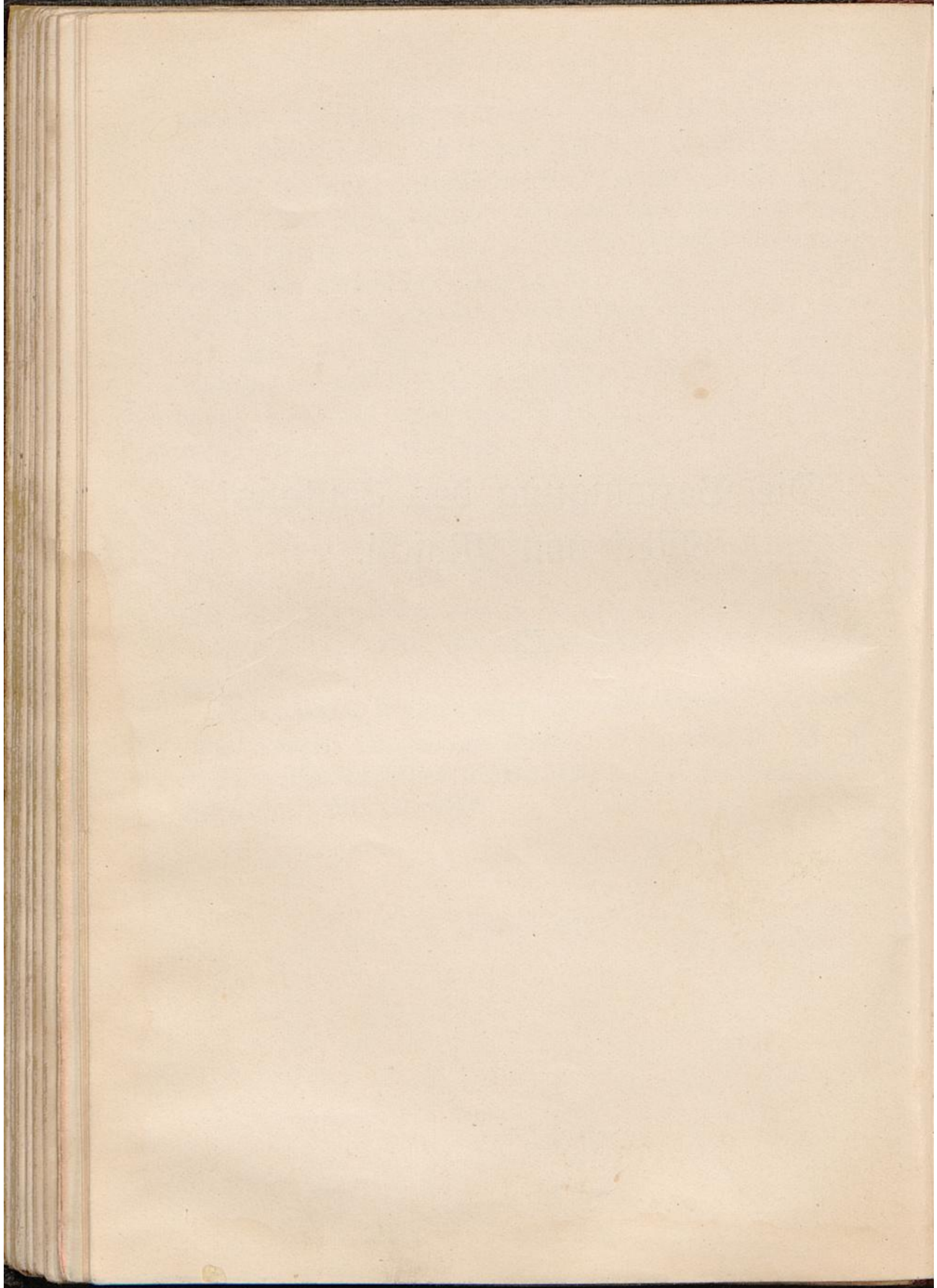
Der Häuptling zieht sich mit seinen Weibern in die Hütte zurück. Die Menge verläuft sich nach und nach und kehrt in ihre Dörfer heim. Als die Sonne sich zum Untergang neigte, war wieder tiefe Ruhe im Dorfe eingetreten. Friedlich saßen wir in unseren bequemen Expeditionsstühlen vor der Hütte und scherzten mit einer Schar junger Sulumädchen, die noch voll der Festfreude und gehobener Stimmung waren und augenscheinlich zu den europäischen Festgästen Vertrauen gefaßt hatten. Was aber machte unsere kleine Prinzessin-Braut? Saß sie daheim im Glück ihres jungen Brautstandes und herzte den erkorenen Bräutigam? Weit gefehlt! Ich entdeckte sie plötzlich mitten in der Schar der mit uns schäkern den Mädchen, und nicht weniger eifrig wie ihre Gespielinnen streckte sie uns die Hand entgegen, um eine Kupfermünze oder ein paar Glasperlen als Geschenk zu erhalten.

Am nächsten Morgen zogen wir ohne Rekruten, aber mit einer schönen Erinnerung weiter. Noch oft habe ich in meinem späteren Leben zurückgedacht an das Verlobungsfest der schönen Suluprinzessin.



Die Bezwingung des Sultans
Meli von Moschi.







Auf das Reichskommissariat des Majors von Wissmann, das unsere durch den Araberaufstand so gut wie verlorene Kolonie Ostafrika dem Reiche zurückgewonnen hatte und das an kriegerischen Erfolgen überreich gewesen war, folgte am 1. April 1891 das Gouvernement von Soden. So sehr man anerkennen muß, daß auch diese neue Periode für die Entwicklung der jungen Kolonie Deutsch-Ostafrika von der größten Wichtigkeit war, insofern sie eine geregelte Verwaltung ausbaute, so wenig läßt sich andererseits leugnen, daß sie dem Ansehen der deutschen Herrschaft bei den Eingeborenen einen Zuwachs nicht brachte. Die Bedeutung einer starken und zuverlässigen Schutztruppe, wie Wissmann sie zur Bekämpfung der Rebellen und zur Aufrechterhaltung der Ordnung geschaffen, wurde von Soden nicht hinreichend gewürdigt, und das wurde um so verhängnisvoller, als mit dem Wiederaufleben des Handels auch die Beunruhigung der Karawanenstraßen durch räuberische Stämme und durch zolllüsterne Häuptlinge wiederkehrte. So wurde das Gouvernement selbst gegen seinen Wunsch gezwungen, auch im weiteren Hinterland der Küste militärisch aufzutreten und militärische Stützpunkte anzulegen, erlitt aber, da es das überall mit unzulänglichen Kräften tat, unvermeidlich empfindliche Mackenschläge. In Uhehe wurde die Expedition

Zelewski vernichtet, wobei von 14 Europäern zehn ihren Tod fanden; im Bezirk Kilossa wurde die allzu schwache Stationsbesatzung durch räuberische Wahehe mehrfach geschlagen, der Stationschef Leutnant Fließbach und ebenso sein Nachfolger Leutnant Brüning starben den Heldentod; die Ortschaft Kondoa wurde von Wahehe verbrannt, die Missionare von La Longa mußten flüchten; am Kilimandjaro wurde ein Aufstand des Sultans Meli zu einem Debâcle für die dortige Schutztruppenbesatzung, wobei die Leutnants von Bülow und Wolfrum fielen und das ganze Kilimandjaro-Gebiet vorübergehend geräumt wurde. Die von Wissmann angeworbenen Sulusoldaten verlangten stürmisch in ihre Heimat zurückgeschickt zu werden, da ihre vertragsmäßige Dienstzeit abgelaufen war. Demgegenüber verliefen die endlich notgedrungen unternommenen Versuche, durch Neueinstellungen die Lücken in der Schutztruppe auszufüllen, so gut wie resultatlos. Sulus ließen sich überhaupt nicht mehr anwerben und die versuchsweise in Indien angeworbenen Araber, bis dahin Soldaten des Sultans von Hyderabad, erwiesen sich als vollkommen unbrauchbar zum Kriegsdienst in Ostafrika, so daß sie gleich nach der Ankunft in Daresalam wieder aufs Schiff und nach Indien zurückgebracht werden mußten. Unter solchen Umständen sah es Sodens Nachfolger Oberst von Schele bei Übernahme des Gouvernements als seine Hauptaufgabe an, zunächst die Truppe neu zu organisieren und durch einige kräftige Schläge gegen die Stämme, deren Übergriffe unter dem Gouvernement Soden ungestraft geblieben waren, die deutsche Herrschaft auch bei den Inlandstämmen wieder zur besseren Geltung zu bringen. Zu diesem Zweck schienen zwei größere Expeditionen unerläßlich, die eine gegen die Wahehe, die andere nach dem Kilimandjaro gegen den Sultan Meli

von Moschi. Die letztere erforderte eine geringere Truppenstärke und weniger Vorbereitungen und wurde deshalb zuerst in Angriff genommen.

Durch diplomatische Verhandlungen zwischen Berlin und London bez. Rom wurde von England und Italien die Genehmigung gewonnen, in Ägypten resp. Massaua 350 und 100 Sudanesen für die Schutztruppe anzuwerben. Premierleutnant von Verbandt und Stabsarzt Gärtner führten die Rekrutierung an Ort und Stelle in verhältnismäßig kurzer Zeit und mit bestem Erfolg durch. In einzelnen Trupps, so wie sie gerade angeworben waren, wurden die neuen Rekruten von Ägypten nach Daresalam gebracht und ein-erexziert. Auch Eingeborene des eigenen Schutzgebiets, Wasuaheli, Waniamwesi, Wasufuma, Maniema usw. wurden probeweise eingestellt, ein Versuch, der besser ausfiel als vermutet wurde. Gleichzeitig wurden aus den alten Soldaten die nicht mehr felddienstfähigen Leute ausgemustert und die noch garnisondienstfähigen der Polizei überwiesen, wofür diese letztere wieder manch' brauchbaren Mann an die Feldkompagnien abgeben konnte. Der Rest der Krüppel wurde in die Heimat entlassen. Ebenso erfuhr das weiße Offizier- und Unteroffizierkorps eine höchst nötige Verstärkung durch neue Nachschübe aus der Armee. Durch all diese Maßregeln war es möglich, nicht nur die Besatzungen der Innenstationen (Kissaki, Kilossa, Mpapua, Tabora, Masinde usw.) zu verstärken, sondern auch an der Küste soviel Truppen in geschlossenen Kompagnieverbänden bereitzustellen, daß daraus jederzeit ein starkes Expeditionskorps zusammengestellt werden konnte.

Anfang Juli 1893 fühlte sich Oberst von Schele stark genug, die geplante Expedition nach dem Kilimandjaro zu unternehmen und dort die Rechnung mit Sultan Meli von

Moschi zu begleiten. Zur Teilnahme wurden folgende Truppen ausersehen: die 5. Kompagnie in Lindi unter dem Befehl ihres Kompagnieführers von Elpons und des Leutnants Eberhard, die 3. Kompagnie (Kompagnieführer Bodlech, Leutnant Kielmeyer) und die 4. Kompagnie (Leutnant Mergler) aus Daressalam; weiterhin sollten 47 Maniema-soldaten, die vor kurzem Stabsarzt Dr. Schwesinger an die Küste gebracht hatte und die dem Sergeanten Weinberger unterstellt wurden, mit den Leuten, welche die unterwegs zu passierenden Stationen Masinde und Kisuani abgeben konnten, zu einer kombinierten Kompagnie unter Leutnant Ux zusammengestellt werden, und endlich sollte am Kilimandjaro selbst die 1. Kompagnie des Kompagnieführers Johannes, die schon zur Sodenschen Zeit die geräumte Station Marangu wieder besetzt hatte, das Expeditionskorps vervollständigen. So standen fünf volle Kompagnien mit etwa 560 Gewehren zur Verfügung. An Artillerie wurden der Expedition ein 6,5 Zentimeter-Geschütz, ein 3,7 Zentimeter-Geschütz und ein Maschinengewehr zugeteilt. Für die Fortschaffung des Gepäcks wurden gegen 600 Träger angeworben. Mehrere andere Trägerkarawanen hatten schon vorher reiche Vorräte an Munition, Verbandmitteln, Tausch-artikeln usw. nach der Station Marangu hinaufgeschafft. An den Karawanenstraßen Bangani- resp. Tanga-Kilimandjaro waren Verpflegungsmagazine angelegt, indem schon in den Vormonaten größere Mengen von Reis und Mehl aufgekauft und in Zwischenräumen von je einigen Tagesmärschen bei zuverlässigen Dorfhäuptlingen niedergelegt waren.

Die Führung der Gesamtexpedition übernahm Oberst von Schele selbst; in seinem Stabe begleiteten ihn Leutnant Schrenk von Koking als Adjutant und ich als Chefarzt.

Für die Verpflegungs- und Kassengeschäfte wurden dem Stabe ein Zahlmeisteraspirant und für die Beaufsichtigung der Trägerkolonnen einige weiße Unteroffiziere zugeteilt. Endlich trat in Korogwe zum Stabe noch der Bezirksamt-
mann von St. Paul-*Silaire*, der für den besten Kenner von Land und Leuten galt und das *Kisuaheli*, die in Ostafrika verbreitete Verkehrssprache, wie seine eigene Muttersprache beherrschte.

Der Anmarsch gestaltete sich wie folgt: Am 7. Juli nahm der zu diesem Zwecke in Sansibar gecharterte Dampfer „*Kilba*“ in Lindi die 5. Kompagnie an Bord und traf mit ihr am 9. Juli im Hafen von Daresalam ein, um dortselbst auch den Stab und die Maniemaoldaten des Sergeanten Weinberger sowie die Artillerie aufzunehmen. Am 10. Juli wieder in See gegangen, kamen wir am 12. vormittags nach Bangani, wo für unsere Kolonne der Landmarsch beginnen sollte. Am selben Tage mit uns verließ auch die 3. Kompagnie Daresalam, um an Bord *S. M. Kreuzer* „*Möwe*“ nach Tanga übergeführt und dortselbst am nächsten Tage ausgeschifft zu werden. Am 14. Juli folgte endlich die 4. Kompagnie, die auf den kleinen Gouvernementsdampfern „*München*“ und „*Bejub*“ von Daresalam nach Bangani gebracht wurde und dort am 15. Juli eintraf, als unsere Abteilung sich von dort bereits in Marsch gesetzt hatte.

Dem erhaltenen Befehl gemäß trat die 3. Kompagnie (*Bodlech*) am 12. Juli von Tanga aus auf der nördlich vom *Ufambaragebirge* führenden Straße den Vormarsch an, am 14. Juli der Stab mit den Maniema und der Artillerie und die 5. Kompagnie (von *Elpons*) von Bangani aus auf der südlich von *Ufambara* sich hinziehenden Straße. Auf letzterem Wege folgte als Nachhut am 16. Juli die 4. Kompagnie (*Mergler*).

Über die drei Wochen, die der Marsch beanspruchte, brauche ich nur wenig zu sagen. Dank der ausgezeichneten Vorbereitung ging alles planmäßig und glatt vor sich. Die drei getrennt marschierenden Kolonnen langten pünktlich zur befohlenen Zeit auf der Station Marangu am Kilimandjaro an. Ganz vorzüglich bewährte sich die Einrichtung der Verpflegungsmagazine. Die Kolonne, bei der der Stab marschierte, machte in Masinde am 21. Juli einen Rasttag. Dort trat Leutnant Ny mit 40 Mann der Stationsbesatzung zu uns und formierte, wie vorgesehen, aus seinen Leuten mit den 47 Maniema-Soldaten die von ihm zu führende Kompagnie, die einige Tage später in Kisuani durch den Eintritt des dortigen Unteroffizierpostens noch um einen weißen Feldwebel und weitere 20 Mann verstärkt wurde.

Als wir die Grenze der Landschaft Marangu erreichten, trat uns der dortige Sultan Mareale mit einem großen Gefolge seiner Krieger entgegen und kredenzte zum Willkomm in ausgezeichnetes Hirsebier, das in einem großen Topf hinter ihm hergetragen wurde. Mareale war ein junger intelligenter Mdschagga, der eine Schwester unseres Gegners Meli zur Frau hatte und vielleicht gerade dadurch ein Todfeind Melis geworden war. In Verfolgung seiner eigenen Interessen hatte er in guten und bösen Tagen treu zu unserer Fahne gehalten, und seine treue Gefolgschaft stand auch für den bevorstehenden Kriegszug außer allem Zweifel. Unterhalb der Station fanden wir die Kompagnie Bodlech, die bereits vor zwei Tagen angelangt war, im Bivak, und vor der Station selbst war die 1. Kompagnie unter Kompagnieführer Johannes in Parade aufgestellt. Während Oberst von Schele aus der Hand des letzteren den Stärkerapport entgegennahm, feuerten die Stationsgeschütze von den Bastionen den Gouverneurs-Salut mit 17 Schuß. Aus diesem

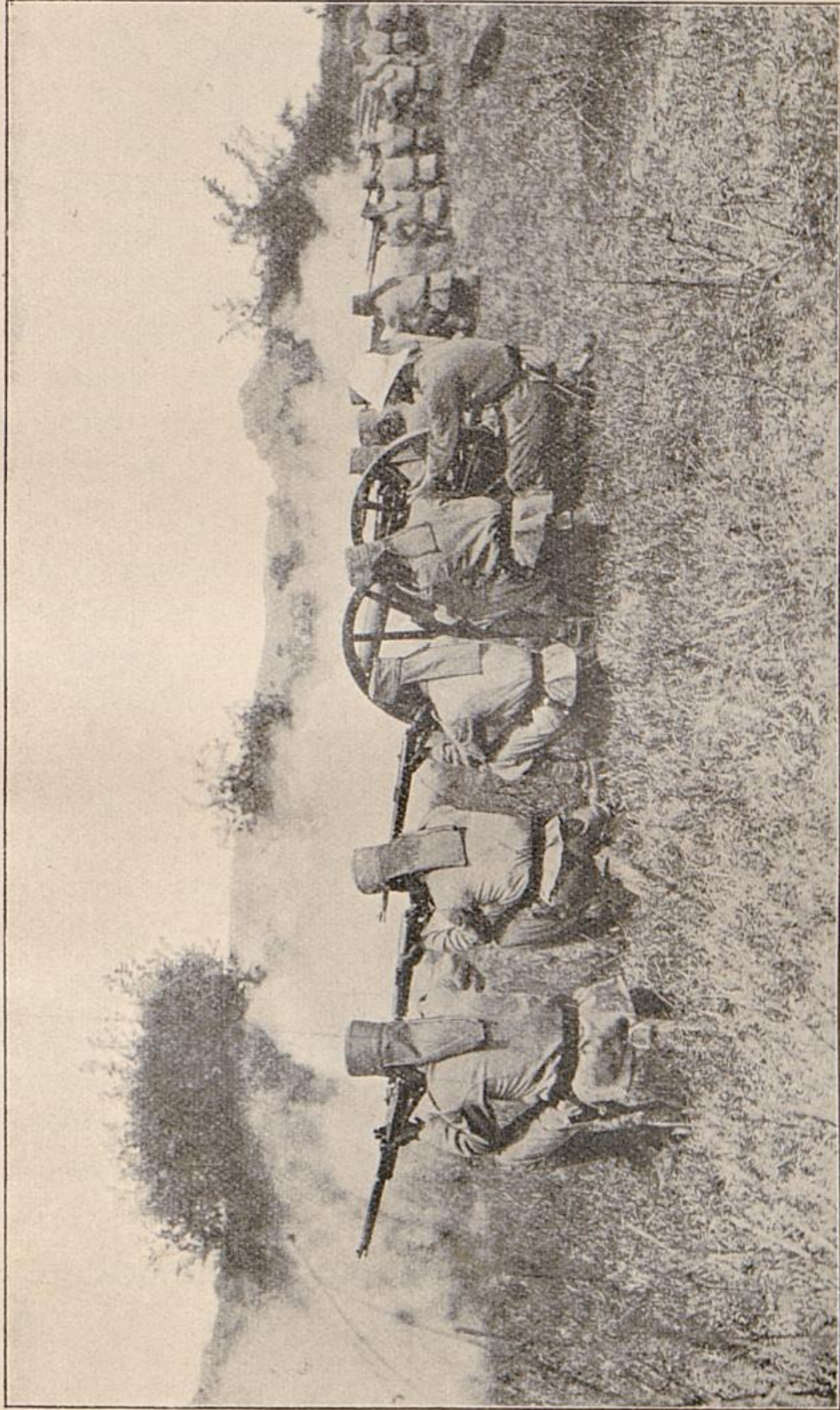
Kanonendonner mag der Sultan der benachbarten Landschaft Kilema, der uns feindlich gesinnt und Meli verbündet war, entnommen haben, daß der Tag der Abrechnung nicht mehr fern sei.

So war denn das Expeditionskorps bis auf die Kompagnie Mergler, die erst nach zwei Tagen eintreffen konnte, am Kilimandjaro versammelt. Nach einem Ruhetag am 3. August begannen die Vorbereitungen zu der eigentlichen kriegerischen Aktion. Ein Besuch, den wir am 4. August dem Sultan Mareale abstatteten, gab uns einen Vorgeschmack von dem, was wir in Moschi bei Meli antreffen würden. Mareales Boma (= befestigter Wohnsitz, Burg) bestand aus einer wohl zwei Meter starken und über zwei Meter hohen aus schweren Felsblöcken aufgetürmten Steinmauer, die durch ebensolche Quermauern in mehrere Abschnitte abgeteilt war, in denen das große Holzhaus des Sultans, die Hütten seiner Weiber und die Viehställe standen, und die so geräumig waren, daß sie eine große Anzahl von Verteidigern aufnehmen konnten. Der einzige Zugang zur Boma sowie die Zugänge zu den einzelnen Abschnitten führten durch niedrige Türöffnungen, die nur für einzelne Leute passierbar waren und durch schwere Holzbalken verrammelt werden konnten. Mareale berichtete, daß Melis Wohnsitz ähnlich wie sein eigener befestigt sei, und die Erkundigungen, die Kompagnieführer Johannes auch anderweitig eingezogen, hatten das Vorhandensein einer starken Steinboma in Moschi bestätigt. Gegen solche Zyklopenmauern konnten unsere leichten Expeditionsgeschütze nichts ausrichten.

Die nächstfolgenden Tage brachten für die Station Marangu ein sehr reges Leben. Auf Veranlassung des Stationschefs erschienen fast alle Wadschagga-Sultane des Kilimandjaro, soweit sie sich nicht zur Partei Melis bekannt und

den Deutschen offen Feindschaft gezeigt hatten, oder doch wenigstens Gesandtschaften derselben, um dem Obersten von Schele als höchsten Beamten der Kolonie zu huldigen. Als Gastgeschenke brachten sie für unsere Truppen reichlich Proviant, Ochsen und Ziegen sowohl wie Getreide, Bananen und dergleichen, und für den Obersten selbst und seine Europäer kostbare Wadschaggaspeere, Schwerter und Schilde. Alle versprachen, gegen gute ihnen in Aussicht gestellte Bezahlung auch fernerhin Proviant zu stellen und durch ihre Krieger den Angriff auf Meli zu unterstützen.

Die Kriegslage, wie sie sich aus den Nachforschungen bei den landeskundigen Eingeborenen und aus den Erkundungsmärschen des Kompagnieführers Johannes ergab, war folgende: Die Wadschagga-Landschaften liegen am Südabhang des Kilimandjaro in einer Zone, die sich in einer Höhe von 1000 bis 1700 Meter über die Bergrücken hinzieht, welche aus der Steppe aufsteigend sich nach oben zum Massiv des vom gletschergekrönten Kibo und Mavenzi überragten Gebirgstockes vereinigen. Ungefähr in der Mitte dieser wie ein breites Band sich dahinziehenden Kulturzone lag Moschi, die Landschaft unseres Gegners Meli. Die ihm unmittelbar benachbarten Landschaften waren ihm verbündet, im Westen Uru, im Osten Kirua und Kilema. Flankiert wurde dieser uns feindliche Kern des Kilimandjarogebiets im Westen von Kiboscho, dem Land des mächtigen, erst vor zwei Jahren durch Major von Wissmann unterworfenen und seitdem treugebliebenen Sultans Sinna, und im Osten von der Landschaft Marangu unseres Freundes Mareale, bei dem sich unsere mit der Landschaft gleichnamige Militärstation befand, der Versammlungspunkt unseres Expeditionskorps. An die Kulturzone schließt sich nach oben von Menschen unbewohnter Urwald an, und darüber türmt sich das schroffe



Photogr. von Gebr. Haeckel, Berlin.

Deutsche Schutztruppe im Gefecht.



Photogr. von Gebr. Haeckel, Berlin.

Deutsche Schutztruppe im Gefecht.

Bibliothek
der
Lesehalle in Bremen

bis zu den vegetationslosen schnee- und eisbedeckten Gipfeln ansteigende Hochgebirge auf. Unterhalb der Kulturzone dehnt sich die weite Massai-steppe aus, die von den Bergvölkern des Kilimandjaro wegen des fieberchwangeren Klimas ohne äußersten Zwang nicht gerne betreten wird.

Es standen für das Vorgehen der Expedition von Marangu nach Moschi demgemäß vier Wege in Frage: der erste und nächste quer über die Berge durch die Landschaften Kilema und Kirua. In direktem unbehinderten Marsch war Moschi auf diesem Wege in sechs bis sieben Stunden zu erreichen. Kompagnieführer Johannes glaubte ernstlich davon abraten zu müssen, diesen Weg zu wählen, weil die Expedition in dem schluchtenreichen Gelände leicht in einen Hinterhalt geraten konnte und in den Landschaften Kilema und Kirua sicherlich hätte kämpfen müssen, noch bevor sie nach Moschi hinkäme. Der zweite Weg führte oberhalb der Kulturzone am Rand des Urwaldes von Osten nach Westen hin. Auf ihm hätte die Truppe etwa zwei starke Tagesmärsche von Marangu nach Moschi gebraucht. Auch dieser Weg schien ausgeschlossen werden zu müssen, da dort oben im Gebirge (trotz der Nähe des Äquators) eine so große Kälte herrscht, daß dortselbst dem Kompagnieführer Johannes gelegentlich eines Erkundungsmarsches vier Mann seiner Begleitmannschaft geradezu erfroren waren. Der dritte Weg führte unten unmittelbar am Fuß des Gebirges entlang, er zog sich aber doch so nahe an den bewohnten Gegenden hin, daß die vorrückende Truppe von den Bergen Kilemas und Kiruas beobachtet werden konnte und dadurch den Vorteil eines überraschenden Erscheinens vor Moschi aufgeben mußte. Zudem führte dieser Weg dicht vor Moschi durch die berüchtigte tiefe Schlucht, in der vor Jahresfrist die Kompagnie v. Bülow-Wolfrum überfallen und geschlagen war, und in der für den Fall eines

überraschenden Angriffs auch unsere Expedition gewissermaßen im Wurstkessel geessen haben würde. Es blieb somit nur der vierte Weg übrig, den wir uns selbst erst treten mußten, d. h. das Expeditionskorps mußte unterhalb Marangu aus dem Gebirge wieder in die unten gelegene Steppe hineintreten und im weiten Bogen ausholend diese weit unterhalb der Landschaften Kilema und Kirua durchqueren, um dabei dem Punkt am Fuß des Gebirges zuzustreben, der unmittelbar unter der Landschaft Moschi liegt. Die Dauer dieses Marsches wurde auf drei bis vier Tage geschätzt. Kompagnieführer Johannes hatte bei einer Rekognoszierung festgestellt, daß Moschi von dieser Seite aus am leichtesten angegriffen werden könne.

Dementsprechend gab Oberst von Schele folgende Anordnungen: Das Expeditionskorps geht auf dem letztgenannten Wege vor und greift von der Steppe in die Landschaft Moschi eindringend Meli direkt an. Sultan Sinna von Riboscho stellt 500 Hilfskrieger, die sich vor dem Angriff unterhalb Moschi mit der Schutztruppe vereinigen. Mit seinen übrigen Kriegern fällt Sinna in die ihm benachbarte Meli verbündete Landschaft Uru ein, um zu verhindern, daß Uruleute Meli zu Hilfe kommen. Mareale von Marangu greift mit seinen Leuten Kilema an und beschäftigt dadurch den zu Moschi haltenden Sultan Fumba. Der erkrankte Leutnant von Dobeneß bleibt mit 60 Mann als Besatzung der Militärstation Marangu zurück. Als Zeit für den allgemeinen Angriff wird der Morgen des 12. August festgesetzt. Den Missionaren der katholischen Missionsstation in Kilema ist insgeheim Nachricht zu senden, daß ihnen angeraten würde, sich für die Zeit der militärischen Operationen in den Schutz der Militärstation Marangu zu begeben.

Nach dieser Grundidee wurden die Operationen, nachdem am 4. August auch die Kompagnie Mergler am Kilimandjaro eingetroffen war, am 8. August frühmorgens begonnen. Als Rundschafter und Wegweiser war der Mjuaheli Schundi gewonnen. Er war ein geistig aufgeweckter Mann, der seit Jahren am Kilimandjaro lebte und als Händler bei allen Sultanen ein und aus gegangen war. Er kannte am Kilimandjaro jeden Weg und Steg und war absolut vertraut mit den Sitten und Gebräuchen sowie mit der Lebensanschauung und Denkweise der Bewohner.

Der Abstieg in die Ebene war sehr schwierig und namentlich für die Träger der Geschütze und der Bagage äußerst anstrengend. Es hatte in der Nacht stark geregnet, wodurch die lehmigen Bergpfade schlüpfrig geworden waren, so daß wir uns nur durch ein kräftiges Einstemmen der langen Bergstöcke vor einem beständigen Ausgleiten bewahren konnten. Auch der sich an den Abstieg anschließende viertägige Marsch quer durch die Steppe auf ungebahntem Wege stellte an die Ausdauer der Expedition die höchsten Ansprüche. Am dritten Marschtage mußte in einstündiger Anstrengung ein großer Sumpf durchquert werden, der sich noch unangenehmer dadurch erwies, daß man ununterbrochen in die tiefen Löcher hineinstolperte, welche als die Fußspuren der zahlreichen im Sumpf heimischen Flußpferde im morastigen Boden zurückgeblieben waren und unter der Wasseroberfläche nicht zu sehen und daher auch nicht zu umgehen waren. Kaum war dieser Sumpf passiert, da stieß die Truppe auf ein neues Hindernis, den über 50 Meter breiten, tiefen und reißend dahinströmenden Bergfluß Kau. Ihn zu durchwaten war unmöglich, eine Brücke natürlich nicht vorhanden. Die Ufer waren von einem prachtvollen Galeriewald umsäumt, so daß wenigstens Holz zum Brückenbau nicht fehlte. Als

wir hierzu schritten, zeigte es sich, daß die prächtigen Baumriesen ein so hartes Holz hatten, daß sie mit den kleinen Beilen der Truppe kaum oder doch nur mit den allergrößten Zeitopfern gefällt werden konnten. Glücklicherweise führte die Expedition Dynamit mit sich, und zwei Sprengkapseln, jede mit einem größeren Quantum Dynamit geladen, vollbrachten mit einem Schläge, was Menschenhand mit dem Beil nicht in Stunden geleistet haben würde. Zwei Riesenbäume fielen, genau wie es beabsichtigt war, wunderbar glücklich quer über den Fluß. Es bedurfte nur noch des Abhackens der Zweige und eines Verflechtens derselben zwischen die beiden Stämme, um die Brücke fertig zu machen. Es war das erste Mal, daß unsere Schwarzen eine Dynamitwirkung sahen, und ihr Staunen war unbeschreiblich. In den harmlos aussehenden Kapseln mußte ein leibhaftiger Teufel gefessen haben! Und wie die Europäer diesen Teufel so mir nichts dir nichts zur Arbeit kommandierten! Mit Einschluß der vorbereitenden Brückenarbeiten dauerte es kaum 1½ Stunden, bis die etwa 1300 Menschen der Expedition, die Reittiere und die gesamte Bagage den Fluß überschritten hatten.

Wir befanden uns jetzt unterhalb der Landschaft Moschi und näherten uns wieder der am Gebirge hinansteigenden Kulturzone, in der das Gebiet unseres Gegners Meli sich ausdehnte. Aschenspuren von Wachtfeuern zeugten davon, daß dieser auf seiner Hut sei. Nachmittags gegen 3 Uhr stießen die vom Sultan Sinna von Riboscho gestellten 500 Hilfskrieger zu uns, die in ihrem Kriegsschmuck einen recht phantastischen Eindruck machten. Junge, kräftige, bronzefarbene Gestalten, trugen sie um das Angesicht herum nach Art einer Maske einen Kranz von Straußenfedern und über die Schultern ein Leopardenfell oder das Fell des

schwarz-weißen, in den Urwäldern des Kilimandjaro einheimischen Seidenaffen. Ausgerüstet waren sie mit dem langen, den Wadschaggas und Massais eigentümlichen Stoßspeer und mit dem ovalen aus Rindschaut gefertigten Massaischild, auf dem mit schwarzen, weißen und roten Naturfarben (Graphit, Muschelskalk und Lateriterde) grelle Wappenbilder gemalt waren.

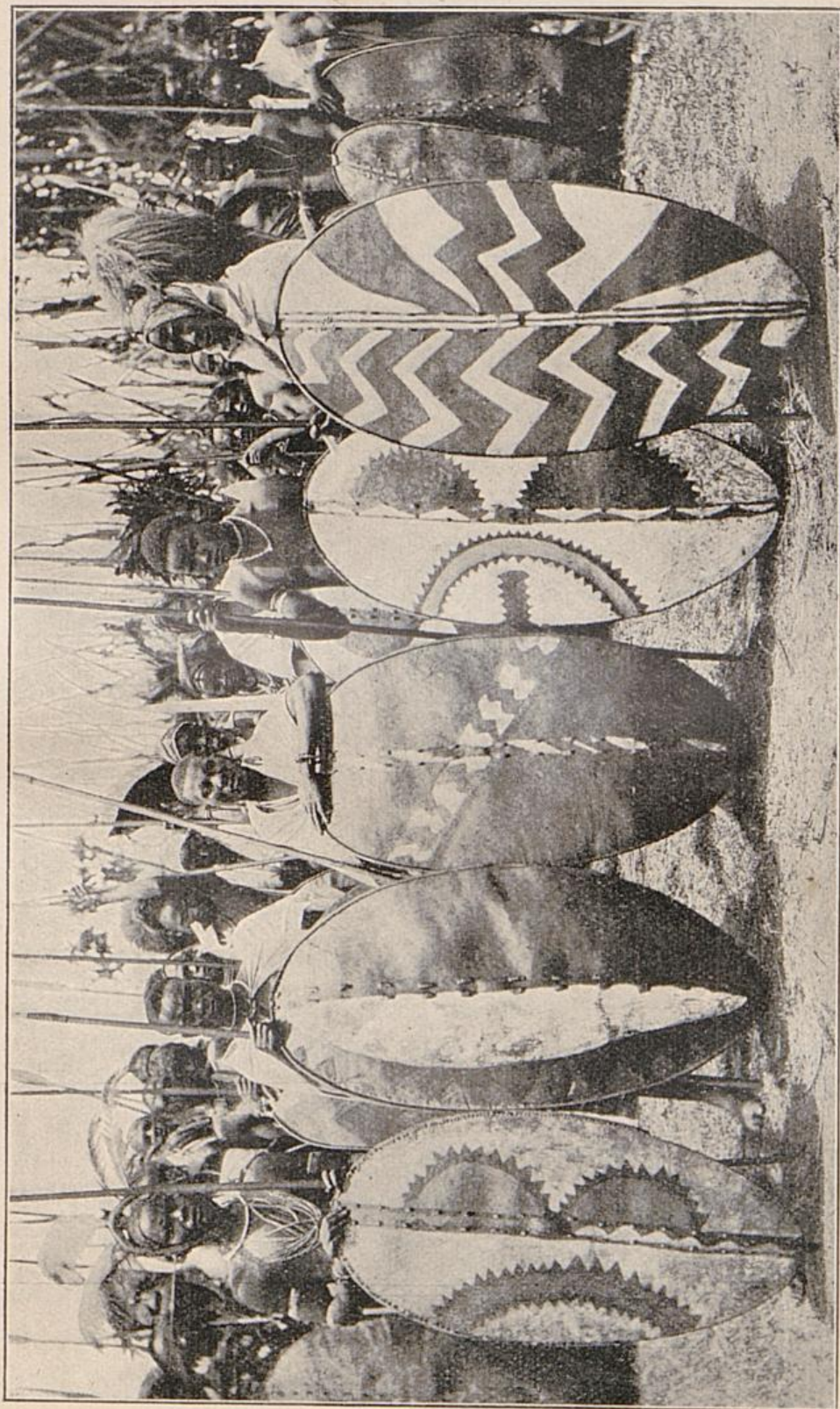
Gleich nach der Vereinigung mit den Riboscholeuten wurde in der Steppe das Bivak bezogen. Während des Einrichtens des Lagers erschoss unser Führer Schundi dicht vor dem Lagerplatz einen Meli-Mann, den er in einer feindlichen Spähergruppe dortselbst angetroffen hatte. Damit hatten wir die Gewißheit, daß unser Anmarsch, trotz des weiten Ausholens in der Steppe, nicht unbekannt geblieben war, und daß wir die Hoffnung einer Überraschung aufgeben mußten. Die Kompanie von Elpons zog auf Vorposten.

Brachtvoll entschleierte gegen Abend der Kilimandjaro seine sonst vielfach in dichte Wolken gehüllten Gipfel; in greifbarer Nähe schien er vor uns zu liegen in seiner ganzen Majestät. Blendend weiß schimmerten seine Gletscher zu uns herüber, bestrahlt von der sich zum Untergang neigenden Sonne. Und zu den Füßen dieser großartigsten Staffage rings um uns unser Steppenlager, in dem lustig auf den Zelten der Europäer die schwarz-weiß-roten Fähnchen flatterten, und in dem es wimmelte von farbigen Schutztruppensoldaten, wild aufgeputzten Wadschaggakriegern und zigeunerhaft zerlumpten Lastträgern, wahrlich ein Bild, wie es selbst die poetisch veranlagte Phantasie des Europäers aus sich heraus nicht hervorzuzaubern vermag.

Trotzdem wir uns bereits in bedenklicher Nähe des Feindes befanden, verlief die Nacht völlig ruhig. Auch am

nächsten Morgen führte der Weg zunächst wieder durch einen recht unangenehmen Sumpf und über zwei brückenlose Flüsse, die aber ohne Brückenbau und ohne Störung von seiten des Feindes passiert werden konnten. Beim Durchwaten eines dieser Flüsse wurden mir durch die reißende Strömung die Füße, die in den schweren Marschstiefeln zwischen den rund abgeschliffenen Steinen des Flußbettes keinen festen Halt finden konnten, unter dem Leibe weggerissen, so daß ich, des Schwimmens unkundig, in die Gefahr des Ertrinkens gekommen wäre, wenn mich nicht ein neben mir den Fluß durchschreitender Sudanesehüne beim Arme ergriffen und nach dem jenseitigen Ufer geleitet hätte. Um 11^{1/2} Uhr hatten wir uns der Boma Melis bis auf etwa fünf Kilometer genähert. Oberst von Schele ließ die Expedition halten und ging selbst mit Kompagnieführer Johannes und dem Suaheli Schundi, nur von wenigen Soldaten begleitet, vor, um die Gegend zu erkunden. Um 1^{1/2} Uhr kehrte er zurück. Schundi, der, wie bereits erwähnt, mit der Örtlichkeit der Gegend absolut vertraut war, hatte ihn aufgeklärt und ihm namentlich die Stelle gezeigt, wo Melis starke Steinboma in dichten Bananenhainen versteckt liegen mußte. Von einem sofortigen Angriff nahm der Oberst Abstand, da die Tageszeit schon zu weit vorgeschritten war und auch den Sultanen Mareale von Marangu und Sinna von Riboscho erst für den nächsten Morgen der Angriff auf Melis Verbündete in Kilema resp. Uru befohlen war.

Das Bivak wurde an dem Platze, an dem die Expedition während der Refognoszierung ihres Führers gerastet hatte, eingerichtet. Die nächtliche Sicherung wurde der kombinierten Kompagnie Ux übertragen. Abends gab Oberst von Schele für den nächsten Tag folgenden Befehl aus: „Das Expeditionskorps wird morgen nach Moschi marschieren.“



Photogr. von Gebr. Haeckel, Berlin.

Wadʒbaggā-Krieger.



Wadshagga-Krieger.

Photogr. von Gebr. Haeckel, Berlin.

Bibliothek
der
Leschalle in Bremen

Die 1. Kompagnie hat die Vorhut. Es folgt die kombinierte Kompagnie Nr. 2, die Artillerie, die 3. Kompagnie, 5. Kompagnie, die Bagage, die 4. Kompagnie. Um 6 Uhr wird angetreten.“

Am nächsten Morgen (12. August) wurde um 5 Uhr, als alles noch dunkel war, geweckt, diesmal aber nicht wie gewöhnlich durch Trompetensignal, sondern unter Vermeidung jedes weithin schallenden Lärms. Während das Lager abgebrochen wurde und wir stehenden Fußes das Frühstück, eine Tasse Kaffee und einige Zwiebäcke, einnahmen, begann es zu dämmern. Der Kilimandjaro war wieder vollkommen wolkenfrei und machte in der schwachen Beleuchtung des anbrechenden Tages wieder einen ganz eigentümlichen Eindruck. Die Dämmerung dauert in den Tropen nur kurze Zeit. Als wir um 6 Uhr antraten, diesmal die Kugel im Laufe, war es bereits heller Tag, und um die Gipfel des Kilimandjaro begannen sich die Wolken zusammenzuballen. Der Vormarsch erfolgte in der gestern abend befohlenen Ordnung. Sinna's Hilfskrieger wurden bei der Bagage eingereiht. Der Weg führte ziemlich bequem aber doch schnell steigend bergan. Um 7 Uhr 20 Minuten erhob sich auf einem links von unserer Marschrichtung sich erstreckenden durch ein tiefes Tal von unserem Höhenzug getrennten Bergrücken, der von dichten Bananenhainen besetzt war, ein lautes Schreien aus Hunderten von Menschenkehlen, und die heftig hin und her schwankenden Riesenblätter der Bananenstauden sowie eine Anzahl aufblitzender Schüsse zeigten, daß wir uns angesichts unseres Gegners befanden. Die 3. Kompagnie (von Elpons) erwiderte das feindliche Feuer durch einige Salven. Oberst von Schele ließ nach rechts ausbiegen und auf der Höhe des Bergkammes, an dem wir hinangestiegen waren, die Truppen sich zum Angriff for-

mieren. Während die Kompagnien die ihnen angewiesenen Plätze einnahmen, eröffnete die Artillerie unter Feldwebel Hoffmann mit dem 6,5 Zentimeter-Geschütz das Feuer, indem sie einige Granaten in das gegenüberliegende Bananendickicht hinüberjandte. Aus den Mitteilungen unseres Suahelikundschafers Schundi wußte Oberst von Schele, daß die Boma Melis, die zweifellos dem uns erwartenden Feind als Stützpunkt dienen würde, gar nicht auf dem Bergrücken lag, von dem das Geschrei herübertönte, sondern geradeaus auf dem Höhenzug, auf dem wir uns selbst befanden. Dort dehnten sich große Bananenhaine aus, in denen nach Schundis Angabe die Boma lag. Zu sehen war von ihr nichts; kein Laut ließ sich von dort vernehmen. Die Annahme lag nahe, daß auf dem links von unserer Anmarschrichtung gelegenen, schon mehrfach erwähnten Höhenzug nur eine detachierte feindliche Schar stecke, die den Versuch machen sollte, durch ihr Feuern und Schreien unseren direkt auf die Boma gerichteten Marsch von dieser abzulenken und auf sich selbst hinzuziehen. Es wurde ihr deshalb eine übermäßige Beachtung gar nicht geschenkt. Ab und zu eine Granate dorthin, dann und wann eine Gewehrsalve, das war alles. Dafür wurde die Hauptmasse der Granaten nach vorn in das Bananendickicht geworfen, in dem die Boma Melis stecken sollte, und schon nach wenigen Schüssen sah man dort Rauchsäulen aufsteigen, ein Zeichen, daß versteckt liegende Hütten Feuer gefangen hatten.

Um 8 Uhr hatten die Kompagnien die ihnen angewiesenen Stellungen eingenommen. Im ersten Treffen stand in Schützenzügen auseinandergezogen die Kompagnie Johannes und links von ihr die kombinierte Kompagnie Nr. 1, dicht dahinter, noch geschlossen in Kompagniekolonnen, die Kompagnien Mergler und von Elpons, und weitere

100 Meter zurück als Reserve die Kompagnie Podlech bei der Bagage. Um 8 Uhr 25 Minuten wurde das Feuer der Artillerie eingestellt und der Vormarsch mit dem ganzen Korps in der Richtung auf die Boma Melis angetreten. Sofort zeigte sich, daß die laute Geschäftigkeit des bisher aufgetretenen Feindes auf dem links gelegenen Höhenzuge und im Gegensatz dazu die Totenstille in dem Dickicht vor uns in der Tat eine Kriegslist des Feindes gewesen war, denn kaum hatte sich die Truppe in der Richtung auf die Boma in Bewegung gesetzt, als wir aus dem Dickicht vor uns mit einem Hagel von Geschossen überschüttet wurden. Das Gelände war so unübersichtlich und der Busch so dicht, daß die Verbindung zwischen den einzelnen Kompagnien in aller kürzester Zeit verloren ging.

Ich befand mich mit den Verbandmittellasten dicht hinter der kombinierten Kompagnie Nr. Da lichtet sich der Busch vor dieser Kompagnie, so daß die Stellung des Feindes aus dem Aufblitzen der Schüsse aus seinen Gewehren zu erkennen war. Leutnant Nr ließ halten und einige Salven abgeben, dann stürmte er unter marsch, marsch, Hurra! auf die feindliche Linie los. Plötzlich aber stockt der Anlauf; die Stürmenden sind an einen wohl fünf Meter breiten und ebenso tiefen von Feindeshand ausgehobenen, trockenen, nach unten ganz spitz zulaufenden Graben mit steilen Rändern gestoßen, hinter dem in einer Entfernung von etwa zehn Metern sich ein kunstgerecht angelegter Schützengraben hinzieht, der vom Feinde stark besetzt ist und ihm vortreffliche Deckung bietet. Mehrere unserer braven Soldaten stürzen getroffen in den Graben hinein, der weiße Feldwebel der Kompagnie erhält einen Schuß durch die Schulter. Es war ausgeschlossen, den Graben angesichts des unerschütterten Feindes zu überschreiten. Die

Kompagnie Ar ging um etwa 50 Meter zurück und überschüttete den im Schützengraben steckenden Feind mit Salvenfeuer. In der Hoffnung, dadurch den Mut des Feindes erschüttert zu haben, stürmt nach kurzer Zeit Leutnant Ar abermals mit Hurra auf den Graben los, aber auch diesmal hält der Feind Stand. Leutnant Ar selbst fällt durch einen Schuß in die Brust getroffen tot in den umstrittenen Graben hinein; seine Leiche muß einstweilen dort liegen bleiben. Die Kompagnie geht in ihre Deckung zurück, von wo sie unter der Leitung des einzigen ihr noch verbliebenen Europäers, des Sergeanten Weinberger, abermals durch Salvenfeuer den Feind zu erschüttern sucht. Dann macht Sergeant Weinberger einen dritten Versuch, den Graben zu nehmen. In der rechten Hand den Revolver, in der linken die deutsche Kriegsflagge, stürmt er seinen braven Leuten voran, aber auch jetzt weicht der Feind nicht aus dem deckenden Schützengraben. Der Flaggenstock wird durch eine feindliche Kugel in der Hand Weinbergers zerbrochen, das Flaggentuch durch mehrere Kugeln durchlöchert, der Träger des Feldzeichens selbst bleibt glücklicherweise unverletzt, aber wieder sind mehrere farbige Soldaten gefallen. Als die Kompagnie zum drittenmal in musterhafter Ordnung in eine gedeckte Stellung zurückging, traf der Kommandeur Oberst von Schele bei ihr ein und befahl, einstweilen von weiteren Anläufen Abstand zu nehmen, dafür aber ein lebhaftes Feuer auf den Graben zu richten und auf alle Fälle bis auf weiteren Befehl die eigene Stellung zu behaupten. Gleichzeitig mit der Kompagnie Ar war auch weiter rechts die Kompagnie von Elpons auf den vom Feinde so stark verteidigten Graben gestoßen und in ein heftiges Feuergefecht verwickelt worden. Mein in nächster Nähe des Grabens angelegter Verbandplatz hatte sich infolge des

dreimaligen Ansturms der Kompagnie Nr mit Verwundeten angefüllt. Nur auf die Hilfe eines weißen Lazarettgehilfen angewiesen, hatte ich die Hände voll zu tun. Dabei leisteten mir die Leichtverwundeten durch Herreichen von Verbandstoffen, Halten der zerschossenen Gliedmaßen, Labung der Schwerverwundeten usw. schätzenswerte Dienste. Dreimal schlug eine feindliche Kugel zischend zwischen mich und den Verwundeten, dem ich gerade Hilfe leistete, in den Sand, so daß sie, ohne daß wir unseren Platz wechselten, aufgehoben werden konnte.

Mit den links von der Kompagnie Nr vorgegangenen Kompagnien Johannes und Mergler war in dem Dickicht jede Verbindung verloren gegangen, und es dauerte geraume Zeit, bis sie durch den Adjutanten von Schrenk wiederhergestellt wurde. Auch diese Kompagnien waren beim Vormarsch links von der Kompagnie Nr an den besagten Graben gekommen, der die ganze Stellung des Feindes zu umgeben schien, hatten ihn aber unbesezt gefunden und leicht überschreiten können. Beim Eintreffen des Adjutanten lagen sie etwa 300 Meter vorwärts in einem heftigen Feuergefecht mit dem Feinde, wobei die Kompagnie Johannes die Front direkt auf die vermutete Richtung der Boma Melis gerichtet hatte, während die Kompagnie Mergler gegen einen in der linken Flanke aufgetretenen Gegner kämpfte. Ein weiteres Vorgehen dieser Kompagnien erschien vorderhand deshalb ausgeschlossen, weil sie dann in den Feuerbereich der rückwärts am Graben liegenden Kompagnien gekommen wären. Kompagnieführer Johannes ließ deshalb den Obersten von Schele durch den Adjutanten bitten, mit der ganzen Masse hinter ihm aufzurücken und von dort aus den Gesamtangriff von neuem anzusetzen.

Oberst von Schele ging auf diesen Vorschlag ein. Die kombinierte Kompagnie, deren Führung nach dem Tode des Leutnant Ur dem Leutnant Eberhard übertragen war, sowie die Kompagnie von Elpons erhielten Befehl, sich nach links zusammenzuziehen und nach links abzumarschieren, während Oberst von Schele selbst die bisher in der Reserve verbliebene Kompagnie Podlech ebenfalls nach links hinübergeleitete. Durch diese Bewegungen kam ich und die Verwundeten, mit denen ich mangels aller Transportmittel den abmarschierenden Kompagnien nicht folgen konnte, in eine recht heikle Lage, da die mir von Leutnant Kielmeyer unter einem farbigen Offizier zurückgelassene Bedeckung von fünf Mann absolut unzureichend war, einen feindlichen Angriff abzuweisen. Erst nach längerer Zeit wurde meine Bedeckung auf direkten Befehl des Obersten von Schele um weitere 20 Mann verstärkt.

Der Linksabmarsch der Kompagnien geschah unter heftigem Feuer des Feindes von der rechten Flanke her, so daß die Truppen des öfteren halten und sich durch Salvenfeuer Luft machen mußten, aber es gelang doch ohne größere Verluste, an der Stelle, wo die Kompagnien Johannes und Mergler vorgegangen waren, den Graben zu passieren und das ganze Expeditionskorps hinter der Stellung Johannes' zu versammeln. Dadurch sahen sich die Verteidiger des ominösen Grabens, die zweifellos durch das Feuer der Kompagnien Ur und von Elpons schon schwere Verluste gehabt haben mußten, in ihrem Rücken bedroht und in die Gefahr versetzt, von ihrer Rückzugslinie abgeschnitten zu werden, so daß sie den Graben aufgaben und innerhalb des Dickichts unbemerkt in der Richtung auf die Boma zurückgingen.

Um 12 Uhr 40 Minuten ließ Oberst von Schele das Expeditionskorps zum zweiten Vorgehen gegen die Boma Melis antreten, nachdem ein kurzes Artilleriefeuer aus dem 6,5 Zentimeter = Geschütz vorhergegangen war. Die Entfernung bis zur Boma wurde noch auf 500 bis 800 Meter geschätzt. In der Front rückte die Kompagnie Johannes entwickelt vor, bei ihr die Artillerie und die Hilfskrieger Sinnaß. Diesen letzteren war die Aufgabe gestellt, unter Führung eines farbigen Schutztruppenoffiziers und einiger Schutztruppen Soldaten das Bananendickicht vor den vorrückenden Kompagnien mit Buschmessern niederzulegen und dadurch den Sturmkolonnen freie Bahn zu schaffen. Hinter dem rechten Flügel der Kompagnie Johannes marschierte geschlossen die Kompagnie von Elpons, hinter dem linken ebenso die Kompagnie Mergler. Als Reserve folgten dicht aufgeschlossen die Kompagnie Bodlech, die kombinierte Kompagnie und die Bagage.

Auch jetzt gelang es wieder nicht, die Marschordnung in den dichten Bananenhainen aufrechtzuerhalten; schon nach wenigen Minuten war die Fühlung der Kompagnien untereinander wieder verloren gegangen und jede einzelne Abteilung auf sich selbst angewiesen. Dem erneuerten Angriff hielt der Gegner, nachdem er den schützenden Graben nicht mehr vor sich hatte, nicht mehr stand. Um 1 Uhr 10 Minuten traf die linke Flügelskompagnie und die Nachhut, bei der sich der Oberst selbst befand, vor einer starken Steinboma ein, die vom Feinde geräumt war und ohne Schuß besetzt wurde, und wenige Minuten später ließ Kompagnieführer Johannes melden, daß er mit seiner Kompagnie auf die Boma Melis gestoßen sei und sie gleichfalls ohne Widerstand besetzt habe. Die beiden Befestigungen lagen kaum einige 100 Schritte voneinander entfernt, im dichtesten Bananenwald versteckt,

und beide waren von 1 bis 2 Meter hohen Steinmauern umgeben von der Art, wie wir sie bei unserem Besuch beim Sultan Mareale kennen gelernt hatten. Die erste Boma war die Burg Mandaras gewesen, des Vaters und Vorgängers Melis; ihre Umwallung war teilweise zerfallen, während die zweite Boma, die des Sultans Meli selbst, sich in vorzüglicher Verfassung befand. Die Hütten, welche innerhalb der Bomamauern gestanden hatten, hatten bis auf zwei in der Boma Mandaras durch unsere Granaten Feuer gefangen und waren verbrannt, ebenso das Holzhaus Melis. Die Bomas wurden nach der Besetzung sofort von unseren Truppen zur Verteidigung eingerichtet.

Der Feind hatte sich in eine tiefe, östlich hinziehende Schlucht, in die man von der Boma Melis von oben hineinblicken konnte, zurückgezogen und führte dort gegen unsere ihm nachgesandten Patrouillen ein lebhaftes Feuergefecht. Um 2 Uhr sah man ihn in dichten Haufen den gegenüberliegenden Bergabhang hinansteigen. Die Entfernung mochte von der eroberten Boma Melis etwa 500 Meter betragen. Auf die Meldung von dem Abzug des Feindes ließ Oberst v. Schele gegen ihn die beiden Geschütze und das Maschinengewehr in Tätigkeit setzen und durch die Kompagnien Bodlech und Mergler ein Salvenfeuer auf ihn richten. Die Verluste, die dem Feind hierdurch zugefügt wurden, müssen sehr schwere gewesen sein, denn bald erschien auf dem jenseitigen Hang am Rand des Bananenhains eine große schwarz-weiß-rote Flagge, während gleichzeitig mit lauter Stimme zu uns herübergerufen wurde.

Der Widerstand schien gebrochen zu sein. Oberst von Schele gab Befehl das Feuer einzustellen und entsandte den Mjuaheli Schundi als Parlamentär zu der feindlichen Stellung. Schon nach etwa $\frac{3}{4}$ Stunden kehrte Schundi zurück



Oberst von Schele und sein Stab im Feldlager von Mosibi.



Oberst von Schele und sein Stab im Feldlager von Moschi.

Bibliothek
der
Lesehalle in Bremen

mit dem Bescheid, daß Meli um Frieden bäte und am nächsten Morgen Unterhändler herüberschicken wolle. Er ließe inständigst bitten, die Feindseligkeiten einzustellen und namentlich „Nachts nicht mit den Kanonen zu ihm hinüberzuschießen.“

Um 3 Uhr erhielt ich den Befehl mit den Verwundeten ins Lager zu kommen. Da mir für den Transport nur zwei Esel und drei Hängematten zur Verfügung standen, mußte ich zunächst um Zusendung weiterer Transportmittel und namentlich um Träger bitten. Als diese nach Verlauf einer Stunde eintrafen, konnte ich den Verbandplatz wenigstens in zwei Touren räumen und schließlich auch unsere Toten, darunter unseren lieben Kameraden Ar, hereinschaffen lassen. Auf dem Marsch wurde ich dabei von einem auf der linken Flanke jenseits einer tiefen Schlucht sich hinziehenden Berg Rücken aus beschossen, ohne daß einer der Schüsse Schaden angerichtet hätte. Um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr traf ich im Bivak ein, das für den Stab und drei Kompagnien in der Boma Melis und für die beiden anderen in der Boma Mandaras eingerichtet war. Ein weißer Feldwebel und dreizehn farbige Soldaten waren schwer, zwölf farbige Soldaten leichter verwundet. Außer dem Leutnant Ar waren vier farbige Soldaten tot. Zwei von den Schwerverwundeten, die durch die Brust resp. durch das Becken geschossen waren und die von vornherein als Todeskandidaten angesehen werden mußten, erlagen ihren schweren Wunden kurz nach dem Einrücken ins Lager. Bei den übrigen Schwerverwundeten hatte ich wieder Gelegenheit, die schon mehrfach gemachte Beobachtung bestätigt zu sehen, daß Farbige bei äußeren Verletzungen oft eine unglaubliche Indolenz zeigen. Ein Beispiel möge zur Erläuterung dienen. Einer der am schwersten Verwundeten war ein Sudanese; er hatte einen Schuß in den Kopf be-

kommen, so daß die Hirnmasse aus der Schädelhöhle hervorquoll. Als ich nach dem Einrücken in das Lager die Verwundeten auf einige Augenblicke verlassen hatte, um die beiden in der Boma stehengebliebenen Eingeborenenhütten darauf anzusehen, ob sie für die einstweilige Aufnahme der Verwundeten geeignet wären, begegnete mir auf dem Rückweg plötzlich ganz mutterseelenallein der genannte durch den Schädel geschossene Sudanese und antwortete mir auf meine erstaunte Frage, wohin er gehe, er wolle sich in die Boma Mandaras begeben, um dort nachzusehen, ob es dort nichts zu essen für ihn gebe. Ich will der Zeit vorausseilend gleich hier hinzufügen, daß der Mann geheilt wurde und nachher noch längere Zeit in der Schutztruppe gedient hat.

Die Nacht vom 12. auf den 13. August verlief ohne Zwischenfälle. Einige Schüsse, die zwischen Vorposten und Patrouillen gewechselt wurden, hatten keine große Bedeutung. Als es hell wurde, wehte die gestern nachmittag auf dem jenseitigen Bergeshang von Meli gehißte deutsche Flagge nach wie vor, die angekündigten Unterhändler erschienen jedoch erst gegen Mittag. Um Melis ernstestem Friedenswunsch zu beweisen, brachten sie die vor Jahresfrist bei der Katastrophe Bülow ihnen in die Hände gefallene Kanone mit, allerdings bloß das Rohr, das sich in tadelloser Verfassung befand. Nach Angabe der Unterhändler hatten sie im gestrigen Gefecht 135 Tote verloren, davon an dem Graben, an dem die Kompagnien Ar und von Elpons gefochten, allein gegen 90. Die Zahl ihrer Verwundeten sei wohl ebenso groß. Auf ihre Bitte um Frieden erhielten sie den Bescheid, daß darüber erst verhandelt werden könne, wenn Meli selbst mit seinen Unterführern sich in unserem Lager einfände. Dazu würde ihm bis heute abend Frist gewährt;

wenn er sich bis dahin nicht gestellt habe, würde der Angriff morgen vormittag erneuert werden.

Nachmittags um 2 Uhr wurden Leutnant Ar und die übrigen Gefallenen feierlichst draußen vor der Boma beerdigt. Eine kurze Ansprache des Obersten von Schele, ein stilles Gebet, drei Salven über das offene Grab, dann häufte sich der Hügel über tapfere Soldaten.

Während der Waffenruhe des Tages streiften die Hilfskrieger des Sultans Sinna in der Landschaft umher, um Vieh für die Verproviantierung der Expedition aufzustöbern, und in dieser Beziehung leisteten sie, die sich im gestrigen Kampfe wohlweislich im Hintergrund zu halten gewußt hatten, geradezu hervorragendes. Überall wußten sie die Schlupfwinkel, in denen die Melileute ihr Vieh versteckt hatten; aufzufinden, so daß bis zum Abend außer vielem Kleinvieh nicht weniger wie 60 Rinder ins Lager gebracht waren, die nicht nur auf lange Zeit den Fleischbedarf der gesamten Expedition deckten, sondern auch den Grundstock für eine der neu anzulegenden Station zu überweisende Herde bildeten.

Melis Vater, der Sultan Mandara, hatte vor einer Reihe von Jahren durch den bekannten Weltreisenden Otto Ehlers und wohl auch auf dessen Anregung hin Sr. Majestät unserem Kaiser Geschenke übersandt, Elefantenzähne, kostbare Wadschagga-Speere usw., und war daraufhin auch von Seiner Majestät mit Gegengeschenken ausgezeichnet worden. Mehrere derselben fielen jetzt wieder in unsere Hände, eine Nähmaschine, die aber beim Brand des Melischen Hauses derart vom Feuer gelitten hatte, daß sie nur noch unseren Leuten als Kost zum Braten ihres Fleisches dienen konnte. Auch ein silberner Bierhumpen mit den Talern der deutschen Bundesstaaten wurde erbeutet, von dem wir annahmen, daß

er gleichfalls zu den Mandara übersandten kaiserlichen Geschenken gehört hatte. Desgleichen eine Spieluhr, auf deren Deckel beim Spielen die kleinen Blechfiguren einer preussischen Militärmusik lustig marschierend ihre Beinchen bewegten.

Abends gegen 6 Uhr trafen die Unterhändler Melis zum zweitenmal im Lager ein. Diesmal brachten sie von Meli als Geschenk zwei prachtvolle Speere, zwei Wadschaggaschwerter und sechs Ochsen. Sie berichteten, Meli habe ernstlich Anstalten getroffen, sich dem Obersten zu stellen; er vermöge jedoch seine Furcht nicht zu unterdrücken, und er ließe den mbana mkubwa (d. h. den großen Herrn) bitten, ihm ein Stück Wegs vor das Lager entgegenzukommen. Oberst von Schele war anfangs absolut nicht geneigt, dem geschlagenen Rebellen in irgend einer Weise Versprechungen zu machen, ließ sich dann aber durch die Fürsprache des Kompagnieführers Johannes und des Bezirksamtmanns von St. Paul dazu überreden, den Unterhändlern zu antworten, daß er dem Meli sein Leben garantiere, sofern er sich bis zum nächsten Morgen stellen würde. Auch würde ihm Kompagnieführer Johannes bis in den Grund des die beiderseitigen Stellungen trennenden Tals entgegenkommen, um ihn vor den Obersten zu geleiten.

Der nächste Morgen brach an. Kompagnieführer Johannes ging mit Schundi ins Tal hinunter, traf dort Meli nicht an und stieg, um die eingeleiteten Verhandlungen nicht scheitern zu lassen, ohne des Obersten Vorwissen, ganz allein mit Schundi zu Meli auf dessen Berg hinauf. Dort fand er Meli, von etwa sechzig kräftigen jungen Kriegern umgeben. Beim Erscheinen des Europäers griffen diese zu den Waffen, legten sie aber auf ein energisches „Halt“ so-



Sultan Mareale von Marangu.

Bibliothek
der
Leshalle in Bremen

fort wieder nieder. Kompagnieführer Johannes forderte Meli auf, mit zum Obersten herüberzukommen und dessen Friedensbedingungen zu vernehmen. Er wies darauf hin, daß er den Weg zu ihm nur im Andenken an seinen Vater Mandara gemacht habe, der stets ein Freund der Weißen gewesen sei, und dem es Meli allein zu verdanken habe, wenn der Oberst ihn nicht mit dem Tod, den er durch seine Rebellion mehr wie hinreichend verdient habe, bestrafe, sondern ihm das Leben schenken wolle. Meli zitterte wie Espenlaub, beteuerte wieder seinen ernstesten Wunsch nach Frieden, erklärte aber, er fürchte sich zu sehr, in unser Lager herüberzukommen. Er glaube, daß ihm die Deutschen nicht nach dem Leben trachteten, zweifellos aber würde er von unseren Soldaten oder den Kriegern seines Todfeindes Sinna, die sich in unserem Lager befänden, erschlagen werden, sobald sie seiner ansichtig würden. Er bitte nochmals inständigst, der Oberst möge ihm auf halben Wege entgegenkommen. Als ihm Kompagnieführer Johannes dann aber entgegnete, es sei nicht Sitte der Deutschen, daß der Höchstkommandierende selbst seinen besiegten Gegner einhole, gab Meli schließlich notgedrungen nach und versprach, sich am folgenden Morgen im Lager zu stellen. Immerhin mußte es dahin gestellt bleiben, ob nicht Meli wieder von neuem sich von seiner Furcht würde betören lassen. Als Oberst von Schele den Bericht des Kompagnieführers Johannes erhalten, entschloß er sich deshalb, dem Wunsch Melis zu willfahren und mit ihm außerhalb des Lagers zusammenzutreffen.

Nachmittags schickte Meli eine Kiste Granaten sowie die Räder zu der Kanone, deren Rohr er bereits gestern ausgeliefert hatte. Es fehlte also nur noch die Lafette, die, wie ich vorausnehmend erwähnen will, auch noch am nächsten Morgen gebracht wurde.

Am Nachmittag marschierte Kompagnieführer Johannes mit seiner Kompagnie, diesmal auf dem kürzesten Weg, von Moschi nach Marangu, um einerseits die dort zurückgebliebenen Lasten des Expeditionskorps heranzuholen und um andererseits nachzusehen, wie am Tage des allgemeinen Angriffs unser Freund Mareale mit Fumba von Kilema fertig geworden sei. Am nächstfolgenden Morgen (15. August) wurde in aller Frühe der Unterhändler Schundi in das feindliche Lager geschickt, um Meli abzuholen. Um 12 Uhr kehrte er zurück, jedoch auch jetzt wieder ohne Meli selbst, dafür aber begleitet von Leuten Melis, die einen schweren Elefantenzahn von hohem Wert überbrachten. Schundi berichtete, Meli könne sich immer noch nicht von seiner Furcht frei machen; er lasse jetzt darum bitten, der Oberst möge einen Europäer zu seinen Leuten senden, der dort zu verbleiben habe, bis er selbst von der geplanten Zusammenkunft mit dem Obersten zurückgekehrt sei. Er verlangte also die Stellung einer Geißel. Diese Unverfrorenheit ging denn doch zu weit. Bismlich ungnädig erklärte Oberst von Schele den Leuten Melis, daß nunmehr seine Geduld erschöpft sei. Die Feindseligkeiten würden unfehlbar morgen früh wieder aufgenommen werden, wenn Meli nicht noch heute nachmittag erscheine. Bisher sei erst der kleine Zauber gemacht, morgen würde der ganz große ins Werk gesetzt werden. Und wirklich war Oberst von Schele entschlossen dazu. Noch am selbigen Nachmittag gab er die Befehle für den morgigen Angriff aus. In der Nacht sollte eine Kompagnie versuchen, dem feindlichen Lager in den Rücken zu kommen, das dann bei Tagesanbruch zwischen zwei Feuer genommen werden sollte. Während dieser Vorbereitungen kam Nachmittags um 3 Uhr die Nachricht, daß Meli auf dem Wege zu uns sei. Er ließ nochmals den Obersten bitten, ihm bis ins Tal

entgegenzukommen, aber ohne Soldaten. Um der Sache endlich einen Abschluß zu geben, willigte Oberst von Schele ein. Mit dem Revolver unter dem Rock, sonst aber ohne sichtbare Waffe, stieg er, begleitet von Bezirksamtman von St. Paul, Kompagnieführer Podlech, Leutnant von Schrenk, dem Unterhändler Schundi und zwei farbigen Ordonnanzen in das Tal hinunter. Für alle Fälle trat im Lager eine Kompagnie unter die Waffen. Deutlich sah man vom Lager aus auch Meli, begleitet von etwa 50 Leuten, vom gegenüberliegenden Höhenzug herunterkommen, und es war spaßhaft zu beobachten, wie er es einzurichten verstand, daß er sich an seinem Berg immer in der gleichen Höhe hielt wie Oberst von Schele an dem unrigen, so daß beide Parteien gleichzeitig an dem im Grunde fließenden Bach eintreffen mußten.

Nach dem Zusammentreffen ließ Oberst von Schele sich auf dem mitgebrachten Feldstuhl nieder, während Meli auf ihn zutrat, um ihm die Hand zu reichen. Der Oberst wies diese zurück; zunächst müsse Meli die Friedensbedingungen annehmen, erst dann würde er zur Bekräftigung den Handschlag des Obersten bekommen. Meli zitterte am ganzen Körper und, als der Oberst sich mit einer nichts bedeutenden Handbewegung an den Bezirksamtman von St. Paul wandte mit der Aufforderung, als Dolmetscher Meli die Bedingungen mitzuteilen, verstand Meli diese Geste falsch und entfloh in eiligen Sprüngen über die Wiese. Die Situation war so komisch, daß selbst Melis Leute in ein lautes Gelächter ausbrachen und ihren heldenhaften Gebieter zurückriefen. Nach etwa hundert Sprüngen machte er Halt und kehrte tief beschämt zur Verhandlung zurück. Es entstand nun folgende Unterhaltung:

„Hast du jetzt gemerkt, daß die Deutschen stärker sind wie du?“

„Ja, Herr!“

„Wie kamst du dazu, gegen uns Krieg zu führen?“

„Herr, ich war ein bombafo“ (Schafskopf).

„Ja, allerdings, du warst ein ganz gewaltiger Schafskopf.“

Die Meli mitgeteilten Friedensbedingungen verlangten folgendes: „Meli erkennt bedingungslos die deutsche Oberherrschaft an. Die Deutschen werden in Moschi eine Militärstation anlegen, zu deren Bau Meli mit seinen Leuten ohne Entgelt das Baumaterial heranbringen wird. Ebenso wird er ohne Entgelt mit seinen Leuten nach der neuen Station eine Wasserleitung hinführen. Die Stationsbesatzung ist vorerst von Meli kostenlos mit Proviant an Mehl, Bananen, Vieh und dergleichen zu versehen. Meli erhält unterhalb des neuen Forts einen Platz angewiesen, an dem er sich selbst anzusiedeln hat. Mit einer Boma seinen neuen Wohnsitz zu umgeben wird ihm nicht erlaubt. Meli bleibt Sultan über seine Leute, wird sein Amt aber unter der Oberaufsicht des jeweiligen Stationschefs führen. Einer christlichen Mission, die demnächst sich in Moschi niederlassen wird, hat Meli nach der Anweisung des Stationschefs kostenfrei so viel Land zu überweisen, als sie für ihre Zwecke benötigt. Meli hat seinen ganzen Besitz an Elfenbein als Kriegsschädigung an die Deutschen abzuliefern und ebenso die sämtlichen in den Händen seiner Leute befindlichen Gewehre. Dem Stationschef bleibt es überlassen, ihm später für Jagdzwecke soviel Vorderlader zurückzugeben, wie ihm zuträglich erscheint. Die Landschaft Uru, die bisher Meli tributär war, wird ihm genommen und unter die Oberhoheit unseres Bundesgenossen Sinna von Riboscho gestellt. In gleicher Weise werden die Meli verbündet gewesenen

Sultane Fumba von Kilema und Kidungadi von Kirua dem Sultan Mareale von Marangu tributpflichtig.“ Meli stimmte allen diesen Bedingungen ohne weiteres zu, froh, daß er sein Leben und wenigstens den Schein seiner Herrschaft behielt. Ein Händedruck besiegelte den geschlossenen Frieden.

Am 18. August kehrte Kompagnieführer Johannes aus Marangu zu uns zurück. Er berichtete, Mareale sei, wie verabredet, in die Landschaft Kilema eingefallen und habe dem Sultan Fumba 80 Kinder weggenommen. Auf beiden Seiten habe es einige Tote und Verwundete gegeben, auf Mareales Seite etwas mehr, und es sei wohl anzunehmen, daß Fumba sich durch einen Gegeneinfall in die Landschaft Marangu gerächt haben würde, wenn dort nicht unsere Militärstation gewesen wäre. Dem Obersten war dieser Verlauf sehr recht. Fumba war beschäftigt worden und hatte Meli nicht zu Hilfe kommen können, Mareale aber hatte bemerken müssen, daß er eigentlich doch nur durch den Schutz der deutschen Station mächtig sei. Als Kompagnieführer Johannes, so berichtete er weiter, Boten zu Fumba gesandt habe mit der Ankündigung, daß er sich mit Soldaten Kilema nähere, und daß es bei Fumba läge, ob Krieg oder Frieden sein solle, habe dieser sofort seine Unterwerfung angeboten, und ebenso habe sich der Sultan von Kirua ohne weiteres verpflichtet, jede Friedensbedingung auf sich zu nehmen. Die Niederlage Melis sei wie mit Blitzeseile am ganzen Kilimandjaro bekannt geworden und habe alle früher widerspenstigen Elemente gefügig gemacht. Die in Fumbas Gebiet liegende katholische Missionsstation sei unversehrt geblieben. Zwar hätten einige Leute Fumbas sie niederbrennen wollen, aber Fumba habe das selbst verhindert, da er doch der ganzen Sachlage mißtraut und sich vor schwerster

Strafe habe bewahren wollen. Endlich berichtete Kompagnieführer Johannes, er habe die Sultane Fumba und Aidungadi angewiesen, am nächsten Tage selbst zusammen mit ihrem neuen Oberherrn Mareale nach Moschi zu kommen, um dem Obersten persönlich ihre Unterwerfung anzubieten.

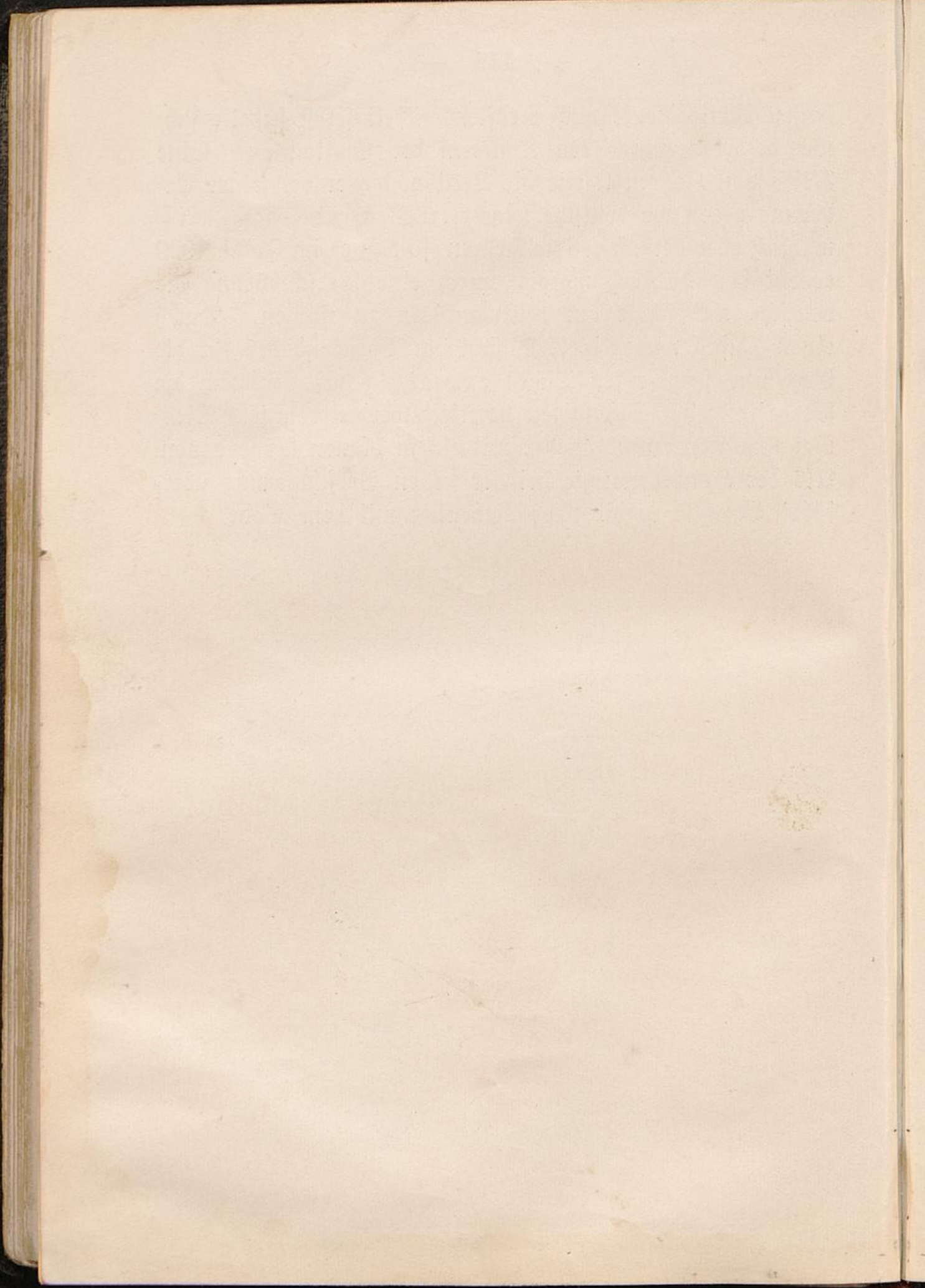
Am nächstfolgenden Tage erschienen diese in der Tat. Fumba hatte einen Laien-Bruder der katholischen Mission mitgebracht, damit er für ihn Fürsprache einlege. Der Sultan von Uru, ein Kind von fünf Jahren, hatte sich bereits Tags vorher mit seinen Großen in Moschi eingefunden, um gleichfalls seinen Frieden mit den Deutschen zu machen. Der Angriff Sinnas hatte ihn verhindert, seinem Nachbar Meli die versprochenen Hilfskrieger zu stellen. Die ihm auferlegte Unterstellung unter die Oberherrschaft Sinnas mußte er wohl oder übel auf sich nehmen.

So war denn der Friede am Kilimandjaro besiegelt. Kompagnieführer Johannes hatte von Marangu eine Anzahl Maurer und Zimmerleute mitgebracht, die sogleich mit dem Bau der neuen Militärstation begannen. Das Expeditionskorps blieb noch einige Tage in Moschi versammelt, bis der Bau so weit vorgeschritten war, daß Kompagnieführer Johannes, dem die neue Station unterstellt wurde, glaubte, weitere Hilfe nicht mehr nötig zu haben; dann marschierte Oberst von Schele selbst mit zwei Kompagnien zur Küste ab, während die Kompagnien von Elpons und Podlech mit einem neuen Auftrag nach dem Meru geschickt wurden.

Und wie verhielt sich für die Folge unser Freund Meli? Zunächst ging die Ablieferung der Kriegskontribution und namentlich der Gewehre nur langsam vor sich, durch sanften Druck mußte der Stationschef aber doch nach und nach alles aus Meli herauszuholen, wozu dieser sich beim Friedensschluß verpflichtet hatte. Bei dem Bau ihres Zwing-Uris

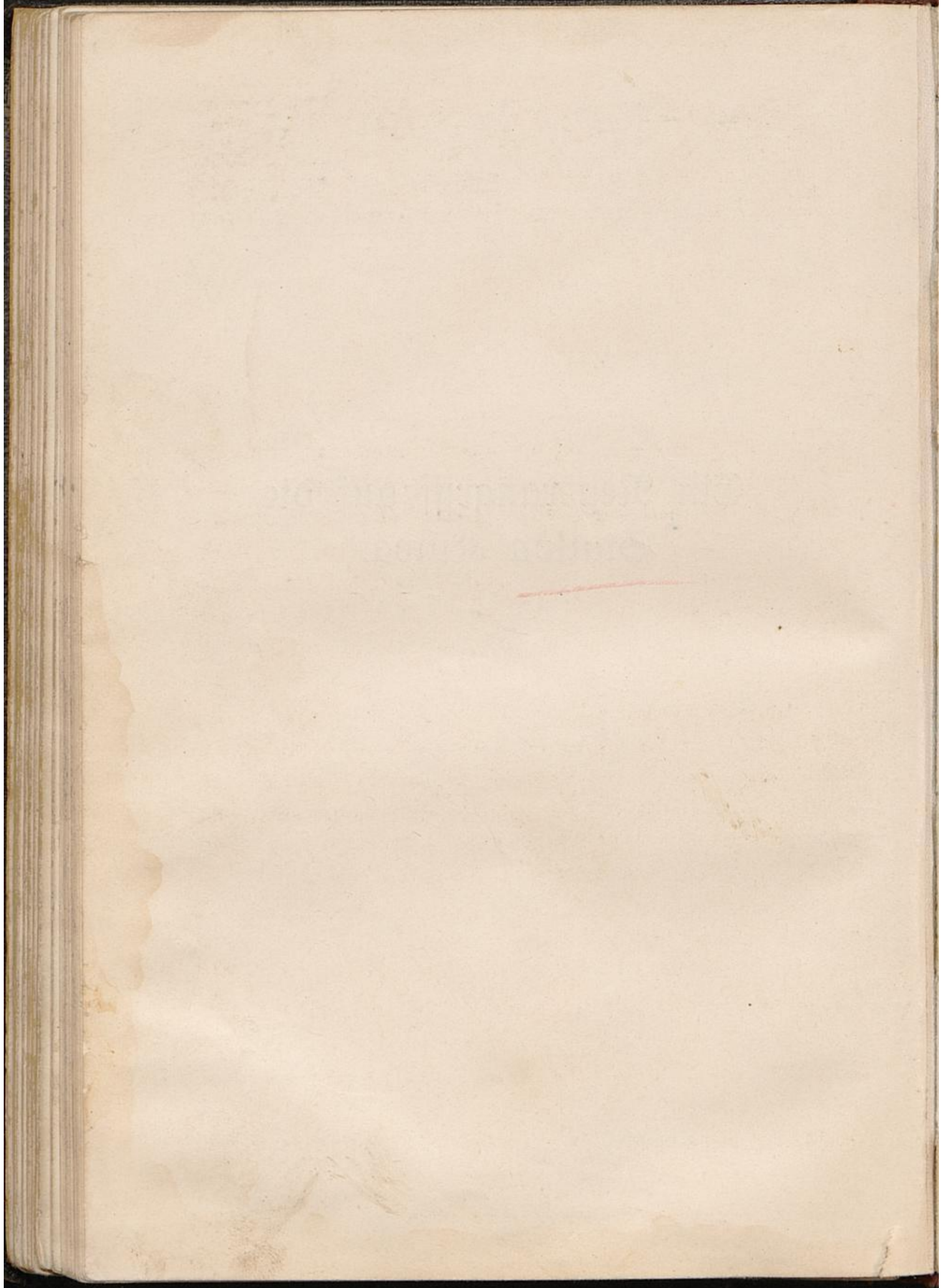
halfen Melis Leute nach Kräften. Meli selbst siedelte sich, wie befohlen, unter den Kanonen der Station an. Eine Reihe von Jahren wirkte die Lektion, die er bei seiner Erhebung gegen die deutsche Macht erhalten hatte, nach. Allmählich aber vergaß er ihre Lehren, so daß er im Jahre 1900 erneut den Versuch machte, durch eine Verschwörung die deutsche Herrschaft am Kilimandjaro zu stürzen. Durch einen Zufall wurde diese Absicht am Vorabend des für die Erhebung festgesetzten Tages entdeckt, so daß sie durch die Verhaftung der Schuldigen vereitelt werden konnte. Diesmal kam Meli nicht wieder mit einem blauen Auge davon. Als der Hauptbeteiligte bei der neuen Verschwörung überführt, bezahlte er die neue Rebellion mit dem Tode.

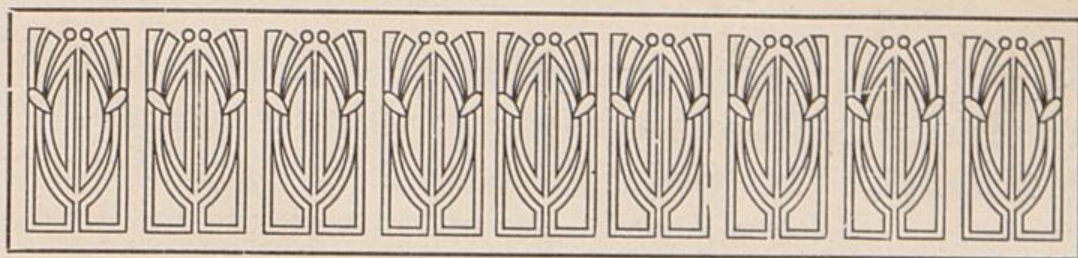




Ein Negerangriff auf die
Station Kilwa.







Wer von uns allen, die wir schon seit Jahren Ostafrika im Krieg und Frieden kennen gelernt hatten, hätte wohl nicht mit einem ungläubigen Lächeln über den Schwarzeher das Haupt geschüttelt, wenn jemand von der Möglichkeit gesprochen hätte, daß jemals ostafrikanische Neger es wagen würden, eine feste deutsche Station, die mit hohen dicken Mauern umgeben ist und von deren Eckbastionen schwere Kanonen drohend hinunterblicken, anzugreifen? Gewiß, wir hatten nicht selten zähe Gegenwehr bei ihnen gefunden, wenn sie selbst in befestigter Stellung, hinter Palisadenwänden oder im Buschdicke unseren Angriff annahmen, auch hatten wir in offener Feldschlacht schneidige Speerangriffe der Massais und Masitis erlebt, wenn diese, noch unkundig der mörderischen Wirkung europäischer Hinterladegewehre, überraschend im hohen Grase austauchend, in schnellem Anlauf bis in unsere Schützenlinien vordrangen, aber daß Neger den Versuch machen würden, sich an einem Europäerfort den Schädel einzurennen, das schien uns nach der ganzen Charakterveranlagung des ostafrikanischen Schwarzen schier ungläublich. Und doch wurde das Unglaubliche zum Ereignis, insofern im Jahre 1894 die Station Kilwa sich eines energischen Angriffs von seiten eines

Hinterlandstammes zu erwehren hatte. Wie konnte es dazu kommen? Die Frage wurde noch hin und her erwogen, als die Möglichkeit des Ereignisses durch die That bewiesen und die spöttelnden Zweifler von ehemals zu verschämten Wissenden geworden waren. Und in der That, es gehört eine genaue Kenntnis aller einschlägigen Verhältnisse dazu, um eine ausreichende Erklärung für das ganz außergewöhnliche Vorkommnis zu finden. Dabei ist ein Zurückgreifen auf die Vorgeschichte nicht zu entbehren.

Als im Jahre 1888 der große Araberaufstand an der Küste Ostafrikas gegen die damals noch durch die ostafrikanische Gesellschaft ausgeübte deutsche Herrschaft ausbrach, und als die Unruhen im September 1888 sich auch nach der Stadt Kilwa ausdehnten, waren es in erster Linie die Mavudji-Leute, die ein bis zwei Tagemärsche südwestlich von Kilwa saßen, welche mit den aufständischen Arabern gemeinsame Sache machten. In hellen Haufen tauchten sie in Kilwa auf. Die beiden einzigen deutschen Beamten der ostafrikanischen Gesellschaft, Hessel und Krieger, wurden mehrere Tage lang in ihrem Steinhaus belagert und dann schmachlich ermordet. Ihre Leichen wurden in den bei der Stadt liegenden Meeresstreif geworfen, nachdem ihnen die Köpfe abgeschnitten waren. Die Köpfe der unglücklichen Opfer wurden auf Stangen gesteckt und im Triumph durch die Straßen getragen, bis die Bande schließlich landeinwärts in ihre Berge zurückzog, wo sie die Köpfe ihrem Häuptling Hassan ben Omari als Kriegstrophäen zu Füßen legte.

Es folgte die glorreiche Niederwerfung des Araberaufstandes durch Major Wissmann. Nachdem Wissmann zunächst in der Zeit vom Mai 1889 bis April 1890 im Norden der Kolonie die Ruhe wiederhergestellt hatte, wandte er

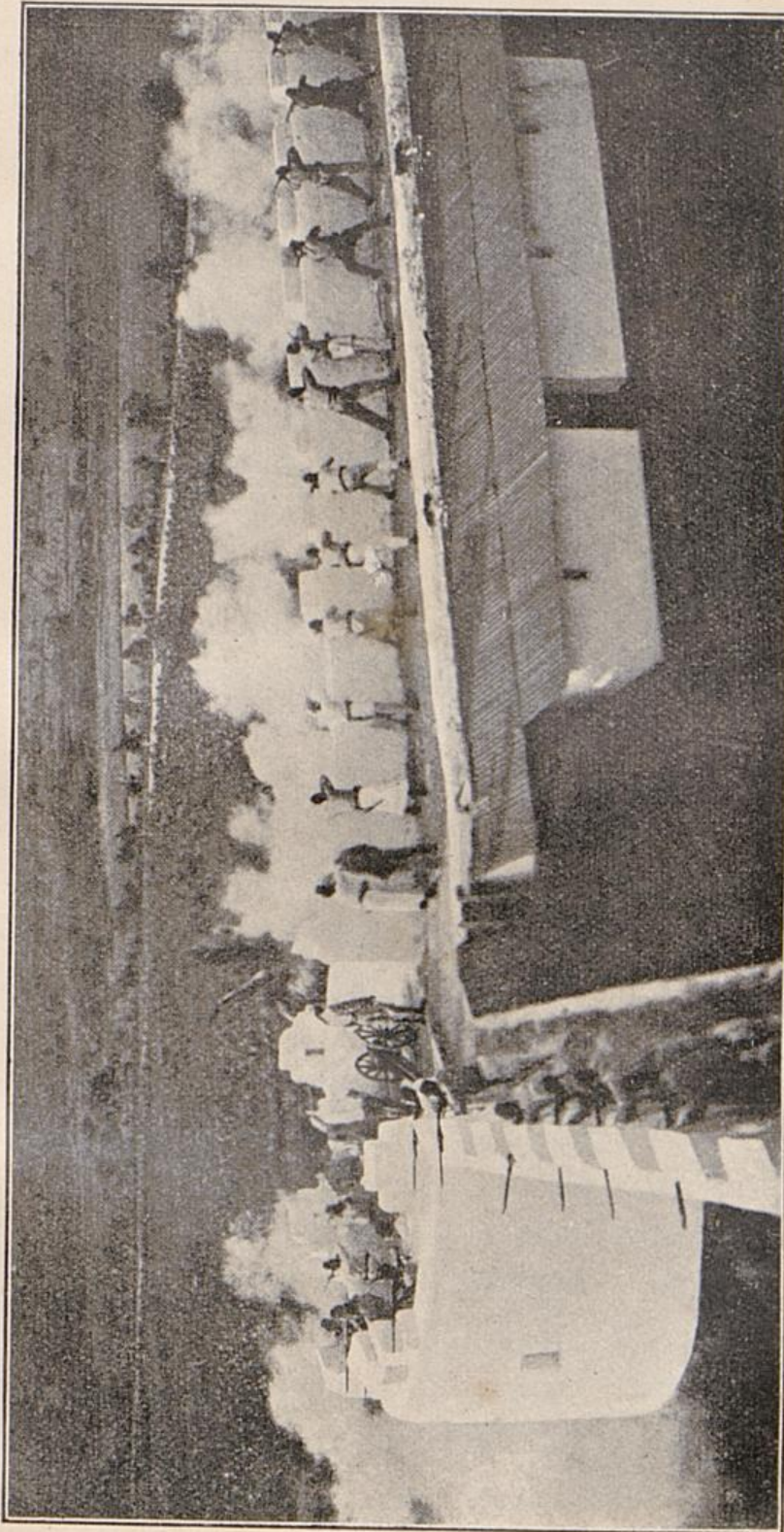
sich Anfang Mai 1890 dem zweiten Teil seiner Aufgabe, der Wiedergewinnung des Südens, zu. Alle Nachrichten, die er während der Vorbereitungen hierzu über den Süden erhielt, sowie zwei Refognoszierungen, von denen eine Seiner Majestät Korvette „Carola“, die zweite Major Wiffmann selbst auf der „München“ in der letzten Hälfte des März unternahm, ließen es übereinstimmend nicht zweifelhaft erscheinen, daß Kilwa mit Hilfe der Hinterlandsbevölkerung ernstem Widerstand leisten würde. Im Anfang des Monats Mai wurde der Angriff auf Kilwa ins Werk gesetzt. Während Major Wiffmann selbst mit 1200 Mann südlich von Kilwa in Kisiwani landete und von dort nordwärts marschierte, um Kilwa mit der Schutztruppe von der Landseite anzugreifen, übernahm es die Marine nach Verabredung mit Major Wiffmann, die Stadt und die Rebellen von der See aus zu beschäftigen und durch eine Beschießung aus ihren weittragenden großen Schiffsgeschützen den Wiffmannschen Angriff vorzubereiten. Dementsprechend begannen die Korvette „Carola“ und der Kreuzer „Schwalbe“ die Beschießung am Nachmittag des 3. Mai. Auch während der ganzen Nacht vom 3. auf den 4. Mai wurde das Bombardement fortgesetzt, so daß der Gegner überhaupt nicht mehr zur Ruhe kam und fast ein Viertel der Stadt Kilwa in Flammen aufging. Den Rebellen wurde durch diese Beschießung derart zugesetzt, daß sie den für den Morgen des 4. Mai vorgesehenen Angriff Wiffmanns von der Landseite gar nicht abwarteten. Als Major Wiffmann, dessen Vormarsch am Tage vorher durch vielfache Plänkelleien zwar beunruhigt, aber doch nicht aufgehalten war, am Morgen des 4. Mai vom Singino-Hügel aus gegen die Stadt vorging, fand er sie von den Rebellen geräumt. Diese waren bei Tagesanbruch abgezogen, nachdem sie vorher die Inder-

läden ausgeplündert und dabei einem Tnder den Hals ab-
geschnitten hatten. Nur vereinzelt flüchtige Trupps wurden
noch auf den seitlichen Höhen gesehen, von den zur Ver-
folgung ausgesandten Abteilungen aber nicht mehr erreicht.
Die Rebellen zerstreuten sich und zogen in die Mavudji-Berge
zurück.

Major Wissmann hielt den Denktettel, den Kilwa durch
das Bombardement erhalten hatte, für ausreichend und nahm
von einer Verfolgung der Aufständischen in die Berge Ab-
stand. Er mußte es für ausgeschlossen halten, daß der Feind
sich einem ernstern Angriff noch einmal stellen würde. Es
hätte sich an die Einnahme von Kilwa nur ein Buschkrieg
angeschlossen, der zahlreiche Truppen gefordert und vielleicht
lange ange dauert hätte. Zudem hatte Major Wissmann die
feste Zuversicht, daß die Mavudji-Leute sich ferner auch ohne
ein weiteres kriegerisches Vorgehen gegen sie ruhig verhalten
würden, wenn sich die Araber unterwerfen würden, und bei
ihnen selbst das Andenken an die Beschießung Kilwas rege
erhalten und ein dauernder Beweis deutscher Stärke ihnen
vor Augen gestellt würde. Er ließ deshalb in Kilwa eine
feste Station anlegen und gab ihr eine für afrikanische Ver-
hältnisse starke Besatzung, zwei Kompagnien unter von Ze-
lewski als Chef, mit 15 Europäern und fünf Geschützen.

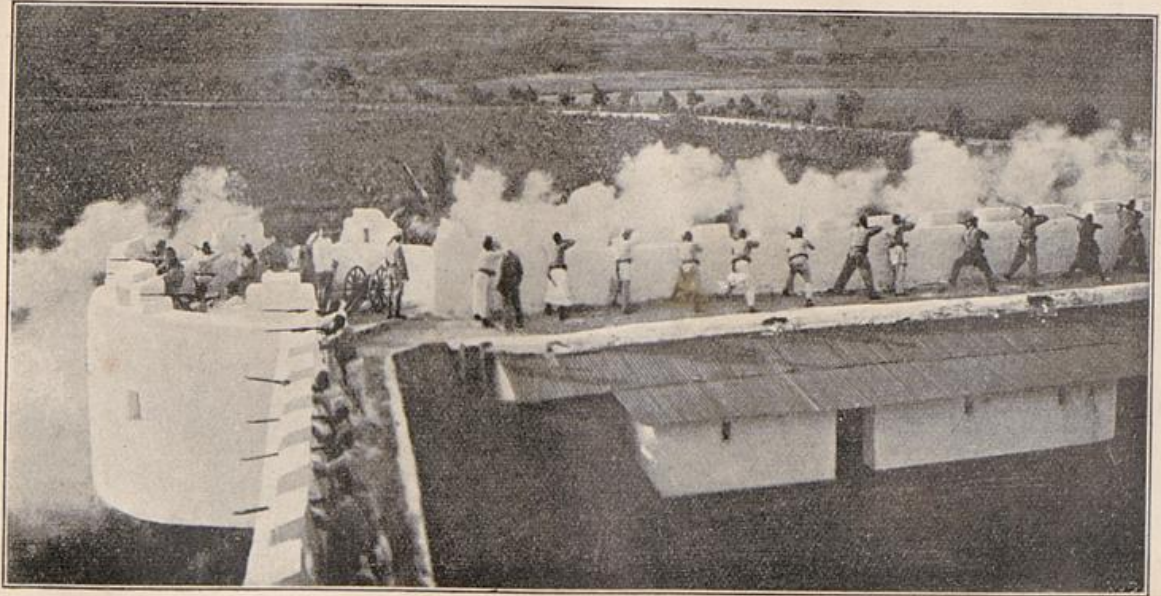
Was Major Wissmann vorausgesetzt hatte, trat voll und
ganz ein. Die Araber Kilwas unterwarfen sich, und auch
im Hinterland kehrten friedliche Zustände zurück. Diese Ruhe
wurde auch nicht gestört, als es nach einigen Monaten dem
Stationschef von Zewski gelang, die Mörder Hessels und
Kriegers zu entdecken, festzunehmen und mit dem Tode zu
bestrafen.

Nach Niederwerfung des Aufstandes erhielt Deutsch-
Ostafrika an Stelle des zurücktretenden Reichskommissars



Photogr. von Gebr. Haeckel, Berlin.

Deutsche Schutztruppe im Kampfe auf den Bastionen.



Photogr. von Gebr. Haackel, Berlin.

Deutsche Schutztruppe im Kampfe auf den Bastionen.

Bibliothek
der
Lesehalle in Bremen

von Wissmann seinen ersten Gouverneur, den Herrn von Soden, der bis dahin die Kolonie Kamerun verwaltet hatte und seine in Westafrika gewonnenen Erfahrungen einfach auf die ganz anders gearteten Verhältnisse Ostafrikas zu übertragen geneigt war. Namentlich standen seine Ansichten über die Zweckmäßigkeit resp. Notwendigkeit einer starken Schutztruppe denen des Majors von Wissmann diametral gegenüber. An anderer Stelle hatte ich schon Gelegenheit zu schildern, wie das eine beträchtliche Verminderung der Truppe zur Folge hatte, wie diese dann allenthalben mit unzulänglichen Kräften eingreifen mußte und einen Nackenschlag nach dem anderen bekam, wodurch einerseits das Selbstvertrauen der Truppe litt und der in ihr herrschende Geist ungünstig beeinflusst wurde, und andererseits in den erst vor kurzem unterworfenen Eingeborenenstämmen die Hoffnung geweckt wurde, ihre frühere ungebundene Unabhängigkeit wieder gewinnen zu können. Überall fehlte es an Soldaten, und auch die Stationsbesatzungen wurden wohl oder übel auf unzureichende Stärken herabgemindert. Der Station Kilwa erging es in dieser Beziehung nicht besser wie allen anderen Stationen. Wie anderen Negerstämmen, so schwoll damals auch den Mavudjis wieder der Stamm. Ihr Häuptling Hassan ben Omari konnte es nicht verwinden, daß ihm durch die Deutschen seine Haupteinnahmequelle, der Sklavenhandel, verstopft war, und als nun die Besatzung Kilwas schwächer und schwächer wurde, begann er allmählich sein altes Geschäft wieder zu betreiben. Die Klagen über Menschenraub und Sklavenhandel im Hinterland Kilwas wollten nicht verstummen. Dagegen etwas ernstliches zu unternehmen, war das Bezirksamt viel zu schwach.

Das Gouvernement Soden wurde durch das Gouvernement von Schele abgelöst. Oberst von Schele merkte sehr

bald, wie ich es auch bereits an der erwähnten anderen Stelle gesagt habe, daß mehr Truppen der Kolonie so nötig waren wie dem Menschen das tägliche Brot. Der Reichskanzler von Caprivi genehmigte eine Verstärkung der Schutztruppe, wenn auch nicht in dem Maße, wie von Schele es beantragt hatte. Nach dem Eintreffen und Einexerzieren der neuen Truppen konnte Herr von Schele daran gehen, das Prestige der deutschen Waffen wiederherzustellen. Damit ist nicht gesagt, daß er sich nun sofort gegen den Sklavenhändler Hassan ben Omani wandte. Brennend gern hätte er das getan, aber zunächst waren in Ostafrika wichtigere Feinde zu bekämpfen und zu bestrafen. Erst nachdem die Wadschagga Melis von Moschi am Kilimandjaro niedergelungen, und nachdem die Sicherheit an der großen Karawanenstraße Bagamoyo-Tabora einigermaßen wiederhergestellt war, erst da konnte Herr von Schele an die Bestrafung Hassan ben Omanis und der Mavudjileute herantreten.

Im Juni 1894 rückte auf Befehl des Gouverneurs der Leutnant Fromm von Kilwa aus in die Mavudji-Berge ein und erstürmte dortselbst die Boma (Feste) Hassan ben Omanis. Leider entkam dabei, wie es in Afrika so oft der Fall ist, der Hauptlump, der Häuptling Hassan selbst.

Einige Monate später, Anfang September 1894, marschierte Gouverneur von Schele ins Innere gegen die Wahehe, um endlich diese für die Niedermetzlung der Belemstischen Expedition und für die jahrelang fortgesetzten Raubzüge an die Karawanenstraße zu bestrafen. Der Feldzug, der bevorstand, war zweifellos ein sehr schwerer, schwerer als alle anderen, die bisher in Ostafrika geführt waren. In dieser Erkenntnis hatte Herr von Schele alles, was an Truppen verfügbar war, zusammengezogen. Die

Küstenstationen blieben nur mit sehr schwachen Polizeiabteilungen besetzt. Die Besatzung der Station Kilwa betrug im September 1894 nur 45 Mann. Das schien dem Mabudji-Häuptling Hassan ben Omari eine vorzügliche Gelegenheit, sich für die ihm und seinen Leuten im Juni erteilte Bestrafung an den Deutschen zu rächen. Dabei hatte er es direkt auf die Europäer Kilwas abgesehen. Er faßte den Plan, die dortige Station zu überfallen. Aber Negeranschläge bleiben selten ganz geheim, und so wurde denn auch die Station durch allerhand allerdings unkontrollierbare Gerüchte gewarnt. Auf die Bitten um Verstärkung konnten dem Stationschef von Daresalam aus nur 15 Polizeisoldaten zugesandt werden, wodurch die Besatzung Kilwas immer erst auf einige 60 Köpfe anwuchs. Mit um so größerer Achtbarkeit wurden die Wachen gehalten, und auch die Europäer der Station beteiligten sich abwechselungsweise selbst dabei. So vergingen mehrere Tage.

Am 7. September, morgens $1\frac{1}{2}$ Uhr brach der Sturm plötzlich los. Nur etwa 50 Meter von der Station entfernt lag eine Moschee. Gerade hatte von deren flachem Dach aus der Vorbeter zum ersten Morgengebet gerufen, als ganz unvermutet aus dieser Moschee Schüsse auf die Station abgegeben wurden. Sofort eilte die stets alarmbereite Besatzung auf die Bastionen, aber auch sofort wurde sie dortselbst bei ihrem Erscheinen mit einem von allen Seiten her kommenden heftigen, glücklicherweise aber schlecht gezielten Gewehrfeuer überschüttet. Zu tausenden waren die Mabudjis zur Stelle. Die ganze Moschee war von ihnen wie vollgepfropft; in dicken Haufen lagen sie rings um die Station herum, ja die ganze Stadt Kilwa wimmelte von Feinden. Das Feuer der Stationsbesatzung war glücklicherweise wirkungsvoller wie das der Angreifer, und als auch

die Kanonen zu sprechen begannen, die aus nächster Nähe Kartätschen in die Moschee und die dichten Haufen hineinspien, da wurde die Lage für die Mavudjis recht ungemütlich. Schon nach nicht allzulänglichem Kampfe war die nächste Umgebung der Station von den Angreifern gesäubert, so daß die Besatzung nunmehr auch außerhalb des Forts gegen den Feind auftreten konnte. Dieser aber hatte sich an den Mauern der Station den Schädel schon so blutig verletzt, daß er nirgendwo mehr standhielt. Gegen Mittag war der letzte Mavudjimann aus der Stadt verschwunden. Auf deutscher Seite waren ein Europäer und vier farbige Soldaten verwundet worden; die Mavudjis hatten 37 Tote vor den Mauern der Station liegen lassen; wieviel Tote und Verwundete sie mit sich fortgeschleppt hatten, blieb unbekannt.

Der Angriff der Mavudjis auf die Station Kilwa steht einzig in seiner Art da. Niemals, so lange es eine Schutztruppe in Ostafrika gab, hatten es Neger, und mochten ihre Stämme noch so mächtig sein, gewagt, eine feste Station anzugreifen. Wunderbar mußte es ferner erscheinen, daß aus der Stadt Kilwa selbst, die von Aufständischen geradezu gewimmelt hatte, nicht eine einzige Nachricht in die Station gelangt war, und ebenso, daß der Stadt von den Mavudji-Leuten nicht der geringste Schaden zugefügt, daß nicht ein einziger Fuderladen geplündert worden war. Das konnte nur so gedeutet werden, daß die Stadt selbst mit im Komplott gesteckt habe. Weiter unten werden wir sehen, daß das in der That der Fall gewesen ist.

Der Angriff auf die Europäerstation war mißlungen; mit blutigen Köpfen waren die Mavudjis in ihre Berge zurückgekehrt. An eine Verfolgung mit der kleinen Stations-truppe von 60 Mann war nicht zu denken; dazu war diese nicht imstande, auch als der Kreuzer „Seeadler“ auf An-

suchen des Gouvernements nach Kilwa gedampft und dort vor Anker gegangen war. Die Bestrafung der Mavudjis mußte wieder auf spätere Zeiten, wenn etwa Erzellenz von Schele mit den Truppen zurückgekehrt wäre, verschoben werden.

Am 30. November kehrte Oberst von Schele mit wenigen Leuten von dem erfolgreichen Wahehe-Krieg nach Dares-salam zurück, während er die meisten Truppen noch mit Spezialaufträgen im Innern zurückgelassen hatte. Die Bestrafung Hassan ben Omaris wurde von ihm für die nächste Zeit nach dem Eintreffen genügender Truppen in Aussicht genommen, da nahmen die Differenzen zwischen dem Leiter der Kolonialabteilung in Berlin und dem Gouverneur in Dares-salam so scharfe Formen an, daß Erzellenz von Schele Seine Majestät um seine Entlassung als Gouverneur bat und nach Deutschland abreiste.

Die Nachfolgerschaft Scheles fiel dem Major von Wissmann zu. Immerhin verging über $\frac{1}{2}$ Jahr, bis der neue Gouverneur in Ostafrika eintraf. Während des Interregnums in der Kolonie war gegen die Mavudjis nichts unternommen, trotzdem sie unausgesetzt das Hinterland Kilwas heunruhigten.

von Wissmann kam mit der am grünen Tisch in der Wilhelmstraße zu Berlin ausgegebenen Parole nach Ostafrika, „daß nun endlich mit dem Kriegführen aufgehört werden müsse“, und von Wissmann war ebensowenig, wie von Schele es gewesen war, der Mann, der unnötig kriegerisch gegen die Eingeborenen vorzugehen liebte. Andererseits war er aber ein viel zu erfahrener Afrikaner, als daß er in Ostafrika selbst nicht bald eingesehen hätte, daß Hassan ben Omaris und die Mavudjis für ihren Überfall der Station Kilwa sofort und zwar exemplarisch bestraft werden mußten.

Demzufolge entsandte er im Oktober 1895 den Oberstleutnant von Trotha mit vier Kompagnien gegen Hassan ab. Größere Gefechte hatte von Trotha nicht zu bestehen; ein ernster Widerstand wurde kaum irgendwo von den Mavudji-Leuten geleistet. Wäre nun von Trotha alsbald wieder abmarschirt, so wäre der Erfolg der Expedition gleich Null gewesen. Deshalb entschloß er sich, zunächst im Mavudjigebiet zu bleiben und die Berge durch einzelne Kompagnien kreuz und quer durchstreifen zu lassen. Auf einem dieser Streifzüge erwischte eine Kompagnie unter der umsichtigen und tatkräftigen Führung des Leutnants Fromm Hassan ben Omari selbst, und nahm den alten Fuchs zusammen mit seinen ersten Beratern gefangen. Zum Unglück für Hassan und auch für manche andere Leute noch, fielen mit dem Hassan selbst auch eine Art von Tagebuch, das er geführt hatte, und eine stattliche Anzahl an ihn gerichteter Briefe dem Oberstleutnant von Trotha in die Hände. Die Übersetzung dieser Schriftstücke ergab nun die klarsten Beweise für die schon früher vermutete Tatsache, daß bei dem Angriff auf die Station Kilwa im September 1894 in der That die ganze Stadt Kilwa im Komplott mit Hassan ben Omari gewesen war, und zwar mit dem arabischen Wali an der Spitze. Makran, so hieß dieser Ehrenmann, war im Araberaufstand 1888/90 einer der Führer Kilwas gewesen, er hatte sich aber nach der Niederwerfung des Aufstandes als ein umsichtiger und den Deutschen jetzt ganz ergebener Mann gezeigt, und war dafür von dem Bezirksamtman zum Wali (d. i. Ortsschulzen) von Kilwa gemacht worden. Auch die indische Kaufmannschaft hatte mit Hassan ben Omari unter einer Decke gesteckt. Gouverneur von Schele hatte das sofort vermutet, und deshalb die Stadt Kilwa mit einer bedeutenden Geldstrafe belegen wollen, er hatte sich davon aber

schließlich durch die Bitten des Bezirksamtmanns abbringen lassen, der auf seinen Wali Makran schwor und von der Mitschuld der Stadt nicht überzeugt war. Jetzt aber lag in dem erbeuteten Hassanischen Schriftwechsel der Beweis der Schuld klar zutage. Es hatte sich nicht bloß um einen Butsch der Mavudjis allein gehandelt, sondern um den Anfang eines Aufstandes des ganzen Bezirks Kilwa gegen die deutsche Herrschaft. Dieser würde zweifellos hell aufgelodert sein, wenn Hassan ben Omari bei seinem Angriff auf die Station besseren Erfolg gehabt hätte.

Unter solchen Umständen durfte, besonders nach der bisher beliebten Zauderpolitik, von Milde nicht mehr die Rede sein, und Major von Wissmann beschloß denn auch, die ganze Schärfe des Gesetzes walten zu lassen. Hassan ben Omari und seine Unterhändler wurden als Gefangene nach Kilwa gebracht, und in der Stadt selbst wurden sofort durch Patrouillen zahlreiche Mitschuldige, als erster natürlich der Wali Makran, festgenommen. Ein Kriegsgericht wurde eingesetzt und mit der Aburteilung der Verhafteten beauftragt. Makran starb gleich in der ersten Nacht im Gefängnis, wahrscheinlich an Gift, das er unentdeckt eingeschmuggelt haben mochte. Hassan ben Omari, mit einer großen Zahl seiner Mitverschworenen zum Tode verurteilt, büßte seine Rebellion, ebenso wie dreizehn seiner Mitschuldigen, am Galgen, während die übrigen Todesurteile von Gouverneur von Wissmann dahin abgeändert wurden, daß die Betroffenen zu längerer Kettenhaft und zur Einziehung ihres Vermögens begnadigt wurden. Eine solche Strenge, zu der sich der Gouverneur wahrlich nur schweren Herzens entschlossen haben mag, war durchaus nötig, wollte man für die Folge weitere Aufstandsgelüste nicht mehr aufkommen lassen.

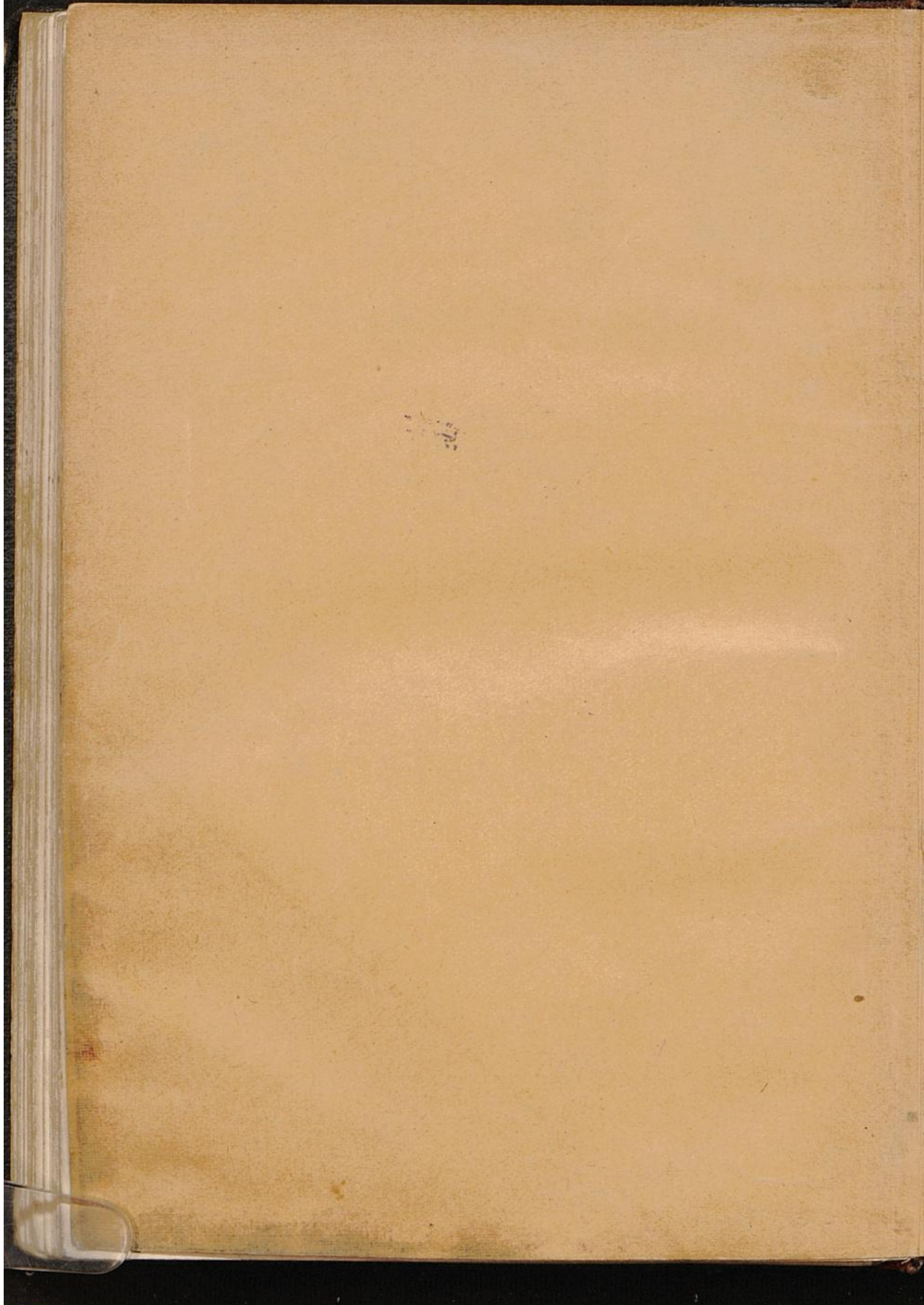
Die ganze Episode Hassan ben Omari aber zeigt klar, wohin auch in den Kolonien Sparsamkeit am falschen Platze führt. Eine starke Schutztruppe ist nun mal nicht zu entbehren. Die dafür aufzuwendenden Kosten sind eine Versicherungsprämie gegen Unruhen und Aufstände, die sich reichlich lohnt. Nur die ihm vor Augen stehende Macht imponiert dem Schwarzen; nur der Respekt vor dieser macht ihn uns gefügig, nicht Anhänglichkeit und Liebe.



12/283

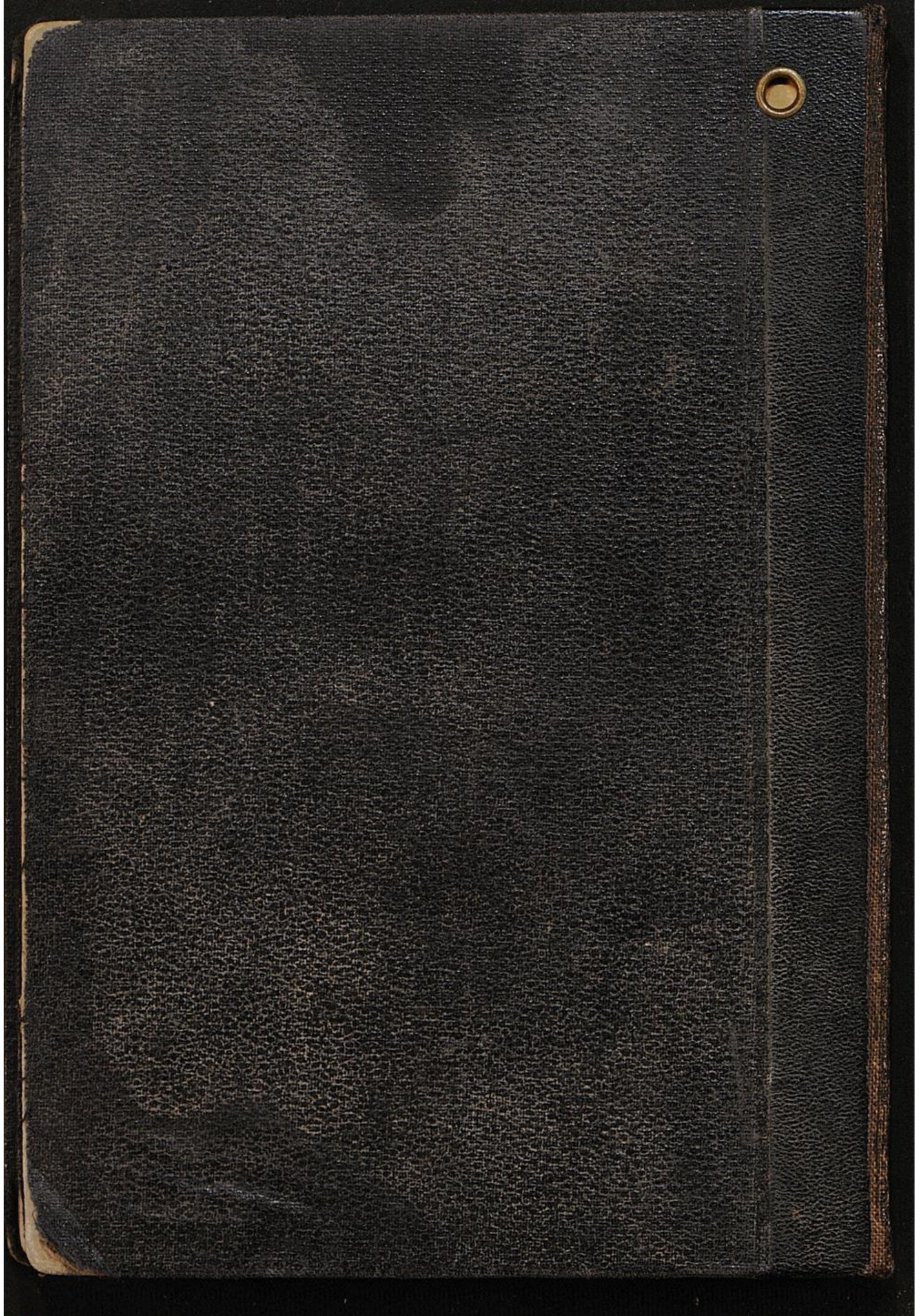
30. AUG. 1973

8



Bl 3





IX.c.
6096